



IV, 2021/2

Editors:

Katia Occhi
Massimo Rospoche
Petra Terhoeven

Editor-in-Chief:

Claudio Ferlan

Editorial Board:

Giovanni Bernardini
Louise Bonvalet
Anne Bruch
Niccolo' Caramel
Maurizio Cau
Umberto Cecchinato
Christoph Cornelissen
Ines De Castro Cesar De Sa'
Laura Di Fabio
Gabriele D'Ottavio
Matteo Fadini
Claudio Ferlan
Matilde Flamigni
Giacomo Ghedini
Anna Gialdini
Giorgio Lucaroni
Federica Morelli
Cecilia Nubola
Pascal Oswald
Andrea Pojer
Alessandra Quaranta
Magnus Ressel
Giulio Taccetti
Lucia Tedesco
Camilla Tenaglia
Sandra Toffolo
Flavia Tudini

Editorial Assistants:

Anna Gialdini
Alessandra Quaranta

Editing:

Maria Ballin
Antonella Vecchio

Please send review proposals to: aro-isig@fbk.eu

ISSN: 2612-2863

Copyright: © 2021 FBK Press, Trento

Table of contents

Forum: Italy as History	4
L'Italia come storia	5
L'Italia come storia	9
L'Italia come storia	12
Theory, Methodology, Teaching	15
Dominare tempi inquieti	16
Cross-epochal	18
Falsi e falsari nella Storia	19
Napoleon and de Gaulle	21
Consoli e consolati italiani dagli stati preunitari al fascismo (1802-1945)	23
Early Modern History	25
Cultures of Empire	26
Le vie del cibo	28
Medici-physici trentini nella seconda metà del Cinquecento	30
Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire	32
A Renaissance of Violence	34
19th Century	36
Sulle tracce di una mitografia italiana della razza nella rincorsa coloniale	37
Contemporary History	39
Giolitti	40
Wartime and Peacetime Inflation in Austria-Hungary and Italy (1914–1925)	42
Nessuno è rimasto ozioso	44
A Monastery for the Ibex	46
Productivity Machines. German Appropriations of American Technology from Mass Production to Computer Automation	48
Weimar und die Welt	51
Genocide in Libya	53
Krieg und Nachkrieg	55
Storia della Resistenza	57
Mogadiscio 1948	59
Giochi diplomatici	61
Getrennt und doch vereint	63
Diplomazia culturale e guerra fredda	65
Rivoluzione pacifica e Unità	67

Forum: Italy as History

Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.)

L'Italia come storia

Review by: Christof Dipper



Editors: Francesco Benigno, E. Igor Mineo

Title: L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2020

ISBN: 9788833132952

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132952>

Citation

C. Dipper, review of Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.), L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione, Roma, Viella, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/italia-come-storia-christof-dipper/>

Der 1989 beginnende Umbruch Europas, ja der Welt, hat die Italiener vollends um ihr bereits vorher labiles nationales Selbstverständnis gebracht und den Kanon der Nationalgeschichte, so scheint es zumindest, beseitigt. Seither gibt es keine Gesamtdarstellungen mehr, die nationale Identität ist ungewiss und die Suche nach den Ursachen in vollem Gange. Dieser Sammelband, aus einer Tagung am ISIG Trento 2012 hervorgegangen, spürt dem nach und stellt die Vulgata der historisch-politischen Defekte, die den italienischen Sonderweg ausmachen, auf den Prüfstand.

Die Problematik ist deutschen Lesern vertraut. Den Deutschen kam bekanntlich, vereinfacht gesagt, am 8. Mai 1945 das hergebrachte nationale Selbstverständnis zusammen mit dem historischen Kanon ebenfalls abhanden. Das wurde lange beklagt, bis kritische Historiker 1960/1970 die These vom deutschen Sonderweg entwickelten. Sie ist inzwischen auch schon wieder weithin Vergangenheit; Hagen Schulze sprach in seinem Buch *Aquile e leoni* von 1995 die Binsenweisheit aus, dass die Geschichte der europäischen Nationen «eine Geschichte von lauter Sonderwegen» (S. 126 des deutschen Originals) sei. Italien kann also hoffen, und dieser Sammelband möchte dazu einen Beitrag leisten.

Dem negativ konnotierten Sonderweg ging natürlich überall ein positiver voran, dessen italienische Variante hier nicht eigens vorgestellt wird. Wichtiger ist den Herausgebern die Prüfung der diskursbestimmenden Polaritäten auf ihre Triftigkeit hin: Stadt-Staat, Kirche-Moderne, Familie-Gesellschaft, Intellektuelle-Massen, Risorgimento-Revolution und Faschismus-Resistenza. Die Nord-Süd-Problematik wird in vielen Beiträgen mitverhandelt, während die Rolle der Sprach- und Literaturgeschichte vom Rezensenten mangels Kompetenz ausgespart wird. Jedes Thema wurde klugerweise zwei Historikern bzw. Historikerinnen anvertraut. Viele von ihnen verkennen aber leider ihren Auftrag und liefern eher Sach- als Diskursgeschichte, um die es doch eigentlich geht. So bekommt der Leser zwar reichhaltiges Material präsentiert, aber dessen Rolle im Rahmen der Konstruktion oder Dekonstruktion der Nationalgeschichte kommt öfters zu kurz.

Das beginnt gleich beim ersten Thema, dem Staat, dessen eklatante Defizite viele Kritiker auf die lange Existenz der Stadtrepubliken zurückführen. Ihr Erbe habe die Ausbildung des modernen, d.h. zunächst absoluten, dann bürokratischen und schließlich demokratischen Staates behindert. Serena Ferente und Marco Bellabarba, beides Frühneuzeithistoriker, zeichnen weder diese Entwicklung nach noch zeigen sie die Schwachstellen des staatskritischen Diskurses auf.

Besser machen es Daniele Menozzi und Vincenzo Lavenia beim Thema Kirche. Sie gilt als die Hauptschuldige an den Nöten des Landes, denn sie habe die Ursünde der italienischen Geschichte zu verantworten, nämlich die Reformation verhindert, das Tor zur Moderne. Sie sei deshalb schuld an der Dekadenz. Dass Ernst Troeltsch schon 1897 den Nachweis geliefert hat, dass das Luthertum alles andere als modern war, macht die Kritik an der Machtpolitik der Kurie in der Frühen Neuzeit und an der Modernefeindlichkeit der katholischen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert nicht obsolet. Aber Menozzi bietet Nachweise an, dass sie an entscheidenden

Momenten auch dem italienischen Nationalstaat beigestanden habe, während Lavenia das Desinteresse der Geschichtswissenschaft für die Religion kritisiert und eine überzeugende Erklärung für eine Besonderheit des gegenwärtigen Italien – katholische Fassade, säkularisierte Substanz – vermisst.

Den klassischen Diskurs, dass kleine intellektuelle Zirkel, ja einzelne Intellektuelle, beginnend mit Machiavelli, Bruno und Campanella, die heroische Geschichte Italiens gestaltet hätten, dabei aber bis heute immer wieder von der korrupten herrschenden Klasse gebremst würden, zeichnen Marcello Verga und Luca Baldissara nach. Verga schildert ferner die vor allem nach 1943/1945 entstandenen und von Intellektuellen verwalteten, in Italien auffallend mächtigen Agenturen für Sinnstiftung. Treffend spricht Baldissara von der «Machtergreifung der Vergangenheit» (S. 253) als Hauptmerkmal intellektueller Aktivitäten in Italien. So ist es kein Zufall dass Einaudis *Storia d'Italia* in fast allen Beiträgen Ausgangs- bzw. Referenzpunkt ist; dazu gibt es in Deutschland nichts Vergleichbares. Gleichwohl sind diese Agenturen seit kurzem in die Krise geraten, aber ihr Niedergang, der auch die Macht der Intellektuellen beschneidet, ist noch nicht untersucht.

Neben der Gegenreformation ist das Risorgimento Inbegriff der von Anhängern der *Antistoria* (Cusin 1948) ausgemachten Tiefpunkte der nationalen Geschichte, zumal es von diesen spätestens seit 1946 (E. Sereni, *La questione agraria nella rinascita nazionale italiana*, 1946) für den Faschismus verantwortlich gemacht wird. Einen ganz vorzüglichen Überblick liefert Marco Meriggi mit der treffenden Formel «un Risorgimento che divide». Er wie Antonino De Francesco betont auch, dass der *cultural turn* den dahinsterbenden Diskurs mit der Entdeckung der Nation wiederbelebt und zugleich Chabods These von der Willensnation für falsch erklärt hat. Kronzeuge ist natürlich Banti. Sein Einfluss kann kaum überschätzt werden, doch missfällt beiden seine Option für die Priorität des Ethnischen. Meriggis Urteil – «Blut und Boden» (auf Deutsch) – ist drastisch und schockiert natürlich den deutschen Leser, will aber nur signalisieren, dass Banti seine Quellen so liest, als entstammten sie der deutschen Romantik. Immerhin, und darauf verweist De Francesco, sei nun das Ottocento wieder ins allgemeine Interesse gerückt – eine Entwicklung, auf die man in Deutschland noch wartet.

Am verblüffendsten für Nicht-Italiener ist wohl der leidenschaftliche Vorwurf, die Familie sei am Unglück der Nation im Allgemeinen und des Südens im Besonderen schuld. Urheber ist bekanntlich der amerikanische Soziologe Edward Banfield, der 1958 im *famillismo amorale* die «moral basis of a backward society» erblickt haben will. Giorgia Alessi und Angela Groppi bezeichnen dies zu Recht als fantasma und kritisieren ihre Landsleute, die sich den Maßstäben einer angelsächsisch geprägten Familiensoziologie, zu der sie auch ihren einflussreichen Kollegen Paul Ginsborg zählen, unterwerfen. Zwar gebe es in der Tat bemerkenswerte regionale Unterschiede in Italien, aber nicht diese seien für die Malaisen verantwortlich, sondern die fatale Politik.

Der letzte Abschnitt gilt dem Faschismus, zu dem Giulia Albanese einen kenntnisreichen Forschungsüberblick liefert, ihn allerdings nicht in epistemische und politische Kontexte einordnet. Es müsste doch, um die neueste Forschung aufzugreifen, auffallen, dass der Drang, das 'Wesen' des Faschismus zu entschlüsseln, angelsächsischen Ursprungs ist, von wo auch *der cultural turn* kommt, der für die brutale Praxis kaum einen Blick hat. Tommaso Baris bezieht auch die deutsche Forschung ein, was für ein Thema wie dieses unverzichtbar ist. Seine Ausführungen zum Faschismusvergleich heben die Schwachstellen hervor, leider auf Kosten von dessen Leistungen. Verwunderlich ist, dass keiner von beiden die seit 1990 nicht mehr erfolglosen Versuche der italienischen Rechten anspricht, den Faschismus zu 'normalisieren', obwohl Albanese dazu 2012 ein Buch geschrieben hat.

Der Sammelband wäre ohne die umfangreiche Einleitung der beiden Herausgeber weitaus weniger gelungen, denn sie liefern eine so konsequente wie kritische Geschichte der Diskurse jener das italienische Selbstverständnis beherrschenden Vulgata und dekonstruieren auch deren alles überwölbende und heute mehr denn je gepflegte Rede vom «Sonderweg». In der Selbstgeißelung sind die Italiener Weltmeister, wie Jens Petersen schon vor Jahren festgestellt hat. Aber sein Name fällt nur ganz beiläufig an einer Stelle. Mit Bedauern registriert der deutsche Leser, dass die Beiträge der deutschen Forschung, oft selbst in übersetzter Version, südlich der Alpen nicht mehr zur Kenntnis genommen werden. Sogar die 'lateinische Schwester' Frankreich hat ihren Platz zugunsten der englischsprachigen Beiträge verloren. Dass diese angelsächsische Hegemonie ihren Preis hat, registrieren kritisch im ganzen Buch nur Lavenia, Alessi und Groppi. Tatsächlich ist es eben nicht so, dass Engländer und Amerikaner immer ein Korrektiv zur italienischen Forschung sind; Banfield konnte nicht einmal Italienisch.

Traduzione italiana

Lo sconvolgimento dell'Europa, anzi del mondo, iniziato nel 1989, ha completamente privato gli italiani della loro tradizionale immagine nazionale, già in precedenza instabile, e ha scardinato il canone classico della storia nazionale. Da allora non si sono più prodotte grandi narrazioni d'insieme, l'identità nazionale è divenuta incerta e la ricerca delle cause è ancora in pieno corso. Questa raccolta di saggi, frutto di un convegno tenutosi presso l'Istituto Storico Italo Germanico in Trento nel 2012, ne traccia un bilancio e mette alla prova la vulgata dei difetti storico-politici che costituiscono il *Sonderweg* italiano.

Il pubblico germanofono conosce bene il problema. Come è noto, l'8 maggio 1945 i tedeschi, per dirla in parole semplici, hanno perso la tradizionale immagine nazionale di sé, insieme al canone storico. Ciò è stato lamentato a lungo, fino a quando la critica storiografica non ha sviluppato, negli anni Sessanta e Settanta, la tesi del *Sonderweg* tedesco. Questa tesi, tuttavia, è già scomparsa dai libri di

storia; nel suo volume *S taat und Nation in der europäischen Geschichte* del 1995 (tradotto da Laterza con il titolo *Aquile e leoni: stato e nazione in Europa*), Hagen Schulze ha espresso la semplice verità che la storia delle nazioni europee costituisce «eine Geschichte von lauter Sonderwegen» (p. 126 dell'originale tedesco). L'Italia può quindi sperare, e questo volume intende fornire un contributo in tal senso.

L'eccezionalismo connotato negativamente è stato naturalmente preceduto da un eccezionalismo positivo, la cui variante italiana non è qui presentata. Più importante per i curatori è mettere alla prova la validità delle polarità che determinano il discorso storiografico: città-Stato, Chiesa-modernità, famiglia-società, masse-intellettuali, rivoluzione-Risorgimento e fascismo-Resistenza, tralasciando di dedicare una trattazione specifica al problema nord-sud, pur ripreso da molti contributi. Per mancanza di competenze sufficienti non potrò occuparmi del contributo relativo alla storia della lingua e della letteratura. Ciascun argomento è stato opportunamente affidato a due autori, molti dei quali, tuttavia, interpretano male il proprio compito e forniscono una storia più fattuale che discorsiva, laddove quest'ultima costituisce invece il vero oggetto di analisi. Perciò il materiale offerto al lettore è senz'altro ricco, ma il ruolo che esso svolge in relazione alla costruzione o decostruzione della storia nazionale resta spesso sullo sfondo.

Questo appare evidente fin dal primo argomento, lo Stato, i cui evidenti *deficit* sono attribuiti da molti critici alla lunga esistenza delle repubbliche urbane. La loro eredità avrebbe impedito la formazione di uno Stato moderno, cioè prima assoluto, poi burocratico e infine democratico. Serena Ferente e Marco Bellabarba, entrambi storici della prima età moderna, non tracciano però questo sviluppo né evidenziano i punti deboli del discorso critico sullo Stato.

La tematica è più evidente nei contributi di Daniele Menozzi e Vincenzo Lavenia, dedicati al tema della Chiesa. Essa è considerata la principale colpevole della miseria del paese, in quanto responsabile del peccato originale della storia italiana, cioè di aver impedito la Riforma, ovvero la porta d'accesso alla modernità. Il fatto che Ernst Troeltsch avesse già dimostrato nel 1897 come il luteranesimo fosse tutt'altro che moderno non rende obsolete le critiche alla politica di potere della Curia nella prima età moderna e all'antimodernismo della Chiesa cattolica e nel XIX e XX secolo. Menozzi mostra tuttavia che la Chiesa è stata anche al fianco dello Stato nazionale italiano in momenti cruciali, mentre Lavenia critica il disinteresse degli storici per la religione e rileva la mancanza di una spiegazione convincente per una specificità dell'Italia contemporanea: facciata cattolica, sostanza secolarizzata.

Marcello Verga e Luca Baldissara ripercorrono il discorso classico secondo cui i piccoli circoli intellettuali, anzi i singoli intellettuali, a partire da Machiavelli, Bruno e Campanella, avrebbero plasmato una narrazione eroica della storia dell'Italia, venendo più volte ostacolati da una classe dirigente corrotta. Verga rintraccia anche le potenti agenzie che operarono in Italia questa produzione di senso, emerse principalmente dopo il 1943/1945, e amministrate da intellettuali. Baldissara parla giustamente della «presa di possesso del passato» (p. 253) come la caratteristica principale delle attività degli intellettuali italiani. Non è quindi un caso che la *Storia d'Italia* di Einaudi costituisca il punto di partenza o di riferimento di quasi tutti i contributi nel volume in oggetto. Non esiste nulla di paragonabile a questa operazione, né in Germania né altrove. Ciò nonostante, queste agenzie sono recentemente entrate in crisi. Un declino che diminuisce anche il potere degli intellettuali, e che non è stato ancora studiato.

Insieme alla Controriforma, il Risorgimento incarna i punti più bassi della storia nazionale individuati dai seguaci dell'antistoria (Cusin 1948) ed è da questi dichiarato responsabile del fascismo già dal 1946 (E. Sereni, *La questione agraria nella rinascita nazionale italiana*, 1946). Marco Meriggi ne fornisce un'ottima panoramica utilizzando l'efficace formula «un Risorgimento che divide». Come Antonino De Francesco, anche Meriggi sottolinea che il *cultural turn* ha a sua volta ravvivato l'agonizzante discorso risorgimentale con la scoperta della nazione, e allo stesso tempo ha contribuito a invalidare la tesi di Chabod sul «nazionalismo volontaristico». Il testimone principale è ovviamente Banti. La sua influenza difficilmente può essere sopravvalutata, ma né De Francesco né Meriggi approvano la priorità da lui attribuita all'etnia. Il verdetto di Meriggi – «Blut und Boden» (in tedesco nel volume) – è drastico e naturalmente colpisce il lettore tedesco, ma intende solo segnalare che Banti legge le sue fonti come se provenissero dal romanticismo tedesco. Dopotutto, e De Francesco lo sottolinea, l'Ottocento è stato qui finalmente portato alla ribalta, uno sviluppo ancora atteso in Germania.

Forse la cosa più sorprendente per i lettori non italiani è l'accusa appassionata secondo la quale la famiglia sarebbe responsabile delle disgrazie della nazione in generale e del Sud in particolare. Come è noto, il suo ideatore è il sociologo americano Edward Banfield, che nel 1958 afferma di aver individuato nel cosiddetto familismo amorale la «moral basis of a backward society». Giorgia Alessi e Angela Groppi lo descrivono giustamente come «fantasma» e criticano i loro connazionali che si adeguano agli standard di una sociologia della famiglia anglosassone, alla quale riconducono anche il loro influente collega Paul Ginsborg. Certo, le differenze regionali dei sistemi familiari in Italia sono notevoli. Non sono tuttavia queste le cause dei malesseri; lo sono piuttosto le fatali politiche portate avanti da più di un secolo.

L'ultima sezione è dedicata al fascismo, su cui Giulia Albanese fornisce una ricca panoramica della ricerca, senza inquadrarla in contesti epistemici o politici. Riprendendo le ultime indagini, appare evidente che la spinta a decifrare l'«essenza» del fascismo è di origine anglosassone. Da qui deriva anche il *cultural turn*, che difficilmente però prende in considerazione la dimensione intrinsecamente brutale, caratteristica principale di tutti i fascismi. Tommaso Baris riferisce anche della ricerca tedesca, indispensabile per un argomento come questo. Le sue osservazioni riguardo alla storiografia comparativa sul fascismo ne evidenziano i punti deboli,

ma trascurano i suoi punti di forza. Sorprende che nessuno dei due affronti i tentativi, attuati dal 1990, non senza successi, dalla Destra italiana, di 'normalizzare' il fascismo, argomento su cui Albanese ha scritto un libro nel 2012.

Il volume sarebbe molto meno riuscito senza l'esauriente introduzione dei due curatori, che forniscono una storia coerente e critica delle trattazioni dialettiche della vulgata dominante nell'autorappresentazione italiana e ne decostruiscono l'onnicomprendente discorso, oggi più che mai articolato, riguardante l'eccezionalismo italiano. Nell'autoflagellazione, gli italiani sono campioni del mondo, come ha osservato anni fa Jens Petersen, anche se il suo nome ricorre una sola volta, e in modo del tutto casuale. È con rammarico che il lettore tedesco prende atto del fatto che i contributi della ricerca tedesca, spesso anche nelle versioni tradotte, non sono più presi in considerazione a sud delle Alpi. Anche la 'sorella latina', la Francia, ha perso il suo posto privilegiato a favore dei contributi in lingua inglese. Che questa egemonia anglosassone abbia il suo prezzo è un aspetto notato criticamente solo da Lavenia, Alessi e Groppi. In realtà, non è detto che gli inglesi e gli americani siano sempre un correttivo rispetto alla ricerca italiana; Banfield non parlava neppure italiano.

Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.)

L'Italia come storia

Review by: Isabella Lazzarini



Editors: Francesco Benigno, E. Igor Mineo

Title: L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2020

ISBN: 9788833132952

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132952>

Citation

I. Lazzarini, review of Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.), *L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione*, Roma, Viella, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/litalia-come-storia-isabella-lazzarini/>

Nella complessa e illuminante introduzione di questo importante volume, Franco Benigno e Igor Mineo dichiarano che *L'Italia come storia* «si occupa del modo in cui è cambiato il discorso storico sull'Italia nei decenni inquieti compresi fra la conclusione del 'secolo breve', nel 1989, e i primi due decenni del nuovo millennio» (p. 7). Non la storia d'Italia, dunque, ma il discorso sulla storia dell'Italia come entità unitaria: l'Italia cioè insieme come narrazione e interpretazione, in un momento, la nostra contemporaneità, in cui il «canone nazionale» (inteso, specificano i curatori, come «un sistema di rappresentazione della storia di un determinato stato-nazione [o di una determinata nazione *destinata a farsi stato*] che abbraccia una prospettiva di lungo periodo», p. 7 – il corsivo è nell'originale) conosce in generale una fase di declino, o, si potrebbe sospettare, di ennesima re-invenzione su basi tanto diverse dalla tradizione da risultare irriconoscibili quando non inaccettabili. La prospettiva di lungo periodo di cui si tiene conto ha il suo baricentro nel momento del primo compimento della costruzione di tale sistema di rappresentazione (e quindi, per l'Italia, a grandi linee un'ottantina d'anni, fra il fatidico 1860-1861 e il 1945-1946), ma si dirama, nella fase di definizione dei vari e diversi *building blocks* delle possibili storie d'Italia, a monte sino a un tardo medioevo risolto nel Quattrocento, e a valle nei complessi processi post-bellici di costruzione dell'Italia repubblicana e del suo bisogno – dei suoi bisogni – di rappresentazione. L'idea di fondo è che nell'Ottocento (con precorriti, naturalmente, ma più episodici), a partire da una serie di «materiali» storici e storiografici e in parallelo con la costruzione della nazione, di quest'ultima si viene a costruire anche il racconto, in un complesso processo di influenze reciproche, di selezione e di esclusione. Tale processo, sostengono i curatori, avviene in modi diversi, ma attraverso la combinazione di una serie tutto sommato ridotta e analoga di elementi costitutivi, nell'intero continente europeo. In questo senso, non esisterebbero «eccezionalità» – né italiane, né altre – ma piuttosto differenze all'interno di un paesaggio comune di costruzione identitaria.

I punti di riferimento di questo ambizioso sforzo di duplice lettura – delle storie sull'Italia, ma anche, inevitabilmente, della storia d'Italia – sono da un lato la ciclica riflessione innescata dagli anniversari della «fondazione» (1911, 1961, 2011: intorno a quest'ultimo, spiegano i curatori, nascono le prime discussioni all'origine del progetto, interne alla redazione di «Storica»), dall'altro il quadro disegnato da uno in particolare dei due grandi sforzi interpretativi sulla storia d'Italia del secondo dopoguerra, immaginato già tra il 1949 e il 1951, ma in concreto messo in opera, e non casualmente, a partire dal 1966 (con le prime uscite tra il 1972 e il 1976), la *Storia d'Italia* Einaudi (mentre l'altro è la *Storia d'Italia* UTET, sotto la direzione generale di Giuseppe Galasso, che prese le mosse nel 1978). La progressiva scomparsa della volontà intellettuale di misurarsi, dopo questi due grandi progetti, con una storia complessiva dell'Italia, combinata con il tornante rappresentato nella recente storia repubblicana dagli anni 1992-1994 e nella recente storia europea dalla costruzione politica della 'nuova' Europa successiva al 1989, rendono necessaria una riflessione attenta sul «racconto nazionale italiano», sui suoi caratteri, i suoi angoli ciechi, il suo venire meno, il suo riaffiorare, per interrogarsi tanto sulle modalità e sul senso euristico di un simile sforzo (per l'Italia, ma non solo) quanto sul suo collocarsi in un comune contesto europeo. Il volume dunque, dominando da vari punti d'osservazione una mole di studi storici ormai davvero imponente, si muove sulle tracce di questo fascio di fenomeni – le presenze e le assenze di studi e di riflessioni – scomponendo il racconto della nazione in sette temi fondativi (Stato, Chiesa, lingua e letteratura,

intellettuali, Risorgimento, famiglia, fascismo). L'analisi di ciascuna di queste regioni tematiche attorno alle quali si sono coagulati nel tempo letture diverse e usi diversi, è affidata a una coppia di autori/autrici il cui accostamento di volta in volta si compone in modi complementari od offre, dello stesso fenomeno, punti di vista diversi o, come nei due saggi sulla famiglia di Alessi e Groppi, in parte opposti. I curatori, nell'introduzione, sono attenti a precisare tanto la lunga gestazione di questo libro, che in parte spiega (senza pretendere di giustificarla) qualche incongruenza, quanto le assenze, delle quali, sempre nell'introduzione, si cerca peraltro di tenere conto.

Tema portante dell'intero arazzo è la scomposizione delle ragioni e delle modalità nelle quali il caso italiano è stato immaginato e letto come eccezionale: vale a dire la irriducibilità della penisola e/o delle sue componenti territoriali, ribadita dalle correnti storiografiche e intellettuali più diverse nei diversi momenti storici in cui costruire una narrazione d'Italia è sentito come necessario, alla parabola degli stati-nazione europei, di volta in volta in ragione di un (auto)riconosciuto primato o – più frequentemente – di una connaturata, pressoché naturale e inevitabile decadenza. Il filo rosso di questa presunta «eccezionalità», il modello che fa da sfondo a queste ricostruzioni, è la nozione della «modernità» (necessaria, raggiunta, precorsa, mancata) da raggiungersi o raggiunta nella forma dello specifico stato-nazione di cui si raccoglie e ricostruisce il racconto. Attraverso le diverse sezioni del libro, questo filo elusivo (e il conseguente posizionarsi del discorso sulla storia dell'Italia come stato-nazione in un *mainstream* o al di fuori di esso), porta alla luce i due piani complementari dell'utilità euristica dell'idea di modello (laddove le eccezioni si moltiplicano, forse è il modello a dover mutare, o il binomio modello/eccezione a risultare insufficiente) e del rapporto fra le diverse narrazioni – filiazioni, genealogie, sensi unici o multipli – nell'individuare, definire, analizzare le operazioni di scrittura o riscrittura della memoria e dell'identità nazionali.

La questione nelle sue sfaccettature è cruciale e l'ambizione a portarla alla luce nelle sue componenti fondamentali risulta intellettualmente importante e necessaria. Innanzitutto, ovviamente, per una comprensione più limpida della costruzione di un canone italiano, attuata grazie a una presa di posizione critica rispetto a un panorama storiografico ricchissimo in cui ai diversi filoni di analisi storica corrisponde un assai minore sforzo complessivo di messa a fuoco dei fili conduttori del discorso intellettuale che sulla storia si è fatto e delle sue ricadute pubbliche sull'Italia odierna (quale che sia: uno Stato più o meno moderno, una nazione più o meno unitaria, un sistema politico-sociale più o meno coeso). Alle radici di questo canone, fra le molte possibili, in un determinato momento si è scelta una identità culturale specifica, quella letterario-linguistica (esemplare la ricostruzione del ruolo della *Storia della letteratura italiana* di Francesco De Sanctis, pubblicata nel 1870 e dal 1923 parte integrante dei programmi scolastici del paese). In secondo luogo, l'operazione è importante per il posizionamento di una Italia così raccontata in Europa e dell'Europa in un più vasto scenario, cui appartiene, nel bene e nel male, a sua volta come grande narrazione ideologica. In questo senso, hanno profondamente ragione i curatori allorché richiamano gli studiosi europei alla necessità ormai ineludibile di una rigorosa riflessione su di una storia d'Europa che ancora, paradossalmente, ritarda. Tale sforzo costituisce infatti il contorno essenziale a una narrazione critica, consapevole ed equilibrata dei diversi «romanzi» nazionali. Benigno e Mineo, nel concludere l'Introduzione (di fatto un saggio a sé di oltre 80 pagine), indicano infatti chiaramente a cosa puntino, in questo sforzo ermeneutico: in un contesto di ritorno a letture del passato «in chiave statual-nazionale o peggio, etnico-identitaria condit[a]e da talune aperture alla visione globale» i due curatori vedono infatti quella europea come «l'unica dimensione che potrebbe ridare senso a una storia, e per noi a una storia d'Italia, sviluppata in chiave non eccezionalistica, ma critica» (p. 81).

Il paesaggio critico che risulta dalla combinazione di saggi di una grande finezza e di una introduzione ambiziosa e coerente è di una estrema ricchezza; le questioni che emergono sezione dopo sezione sono innumerevoli e la proposta esegetica (come il richiamo a un risveglio non solo critico, ma fortemente interpretativo sulla lunga durata), è importante. Dall'osservatorio medievistico che più mi compete, possono venire però alcune constatazioni, che si propongono qui senza pretesa né di esaustività, né di esattezza: in fondo, di medioevo qui si parla davvero poco.

Innanzitutto, la questione del quadro cronologico in cui si radunano i riferimenti da cui partono i diversi capitoli del «romanzo» della nazione. Anche dato l'assioma di partenza secondo cui ciò che si cerca di ricostruire è la selezione dei materiali eventualmente disponibili ed effettivamente selezionati, il mosaico dei temi considerati come fondativi si compone infatti utilizzando una spanna cronologica non omogenea, per alcuni più lunga, per altri più breve: talora naturalmente, talora meno. Inoltre, la ricerca a ritroso ha un respiro che non supera di fatto all'indietro (se non per cenni) la soglia del Cinquecento. Così, la questione della natura dello «stato», del gioco interno delle sue componenti istituzionali e non, della scala empirica dei casi italiani rispetto a un modello europeo (città-stato, stato regionale, stato territoriale, stato nazionale) e all'interno di una traiettoria peninsulare (stati regionali protomoderni vs regionalismi ottocenteschi e regioni novecentesche), del rapporto fra statualità, spazio e territorio conosce una ricostruzione, ad opera di Serena Ferente e Marco Bellabarba, che spazia attraverso la ricerca su sei-sette secoli e naturalmente interferisce con le *grand narratives* politiche a spanna più breve del Risorgimento e del fascismo. Analogamente, il discorso sulla Chiesa, affidato a Daniele Menozzi e a Vincenzo Lavenia, si compie lungo una traiettoria plurisecolare, che pure parte un poco dopo, dal Cinquecento e dallo snodo cruciale della Riforma, allo stesso modo in cui il tema, cruciale in questa lettura, che è quello di *Letteratura e lingua*, affidato rispettivamente a Stefano Jossa e a Ottavia Niccoli, si articola a partire di fatto dalla prima modernità (e in questo caso sarebbe forse valsa la pena di aprire anche a una storia sociale della scrittura come capacità grafica: penso, fra le varie letture possibili, al libro magistrale dedicato nel 2000 da Bartoli Langeli a *La scrittura dell'italiano*). Le sezioni dedicate a *Risorgimento* (ad opera di Antonino De Francesco e Marco Meriggi) e a *Fascismo* (di Giulia Albanese e Tommaso Baris) sono inevitabilmente legate a una spanna cronologica più corta e aprono

piuttosto alla questione delle genealogie dell'Italia repubblicana in rapporto l'una a un'immagine di liberalismo molto legata all'età contemporanea, l'altra a un posizionamento della lettura del fascismo in un contesto novecentesco più o meno ampio. Le sezioni relative a *Intellettuali* (a opera di Marcello Verga e di Luca Baldissara) e alla *Famiglia* (a firma di Giorgia Alessi e Angela Groppi), dal canto loro, privilegiano un fuoco decisamente otto-novecentesco, e in questo caso avrebbero forse potuto trarre un respiro più ampio da una prospettiva cronologica più lunga (a dire il vero tenuta in conto nell'introduzione). Per la sezione dedicata agli intellettuali penso al Trecento e all'Umanesimo (non fosse che per la *grand narrative* legata all'umanesimo civico, al repubblicanesimo e quindi all'equazione non scontata città/reggimento collegiale), e alle sue radici medievali (penso qui a L' *eccezionalità italiana* di Ronald Witt); per la sezione sulla famiglia, impegnata a smontare il legame famiglia-familismo, anche più indietro (per esempio, al contrasto primevo di romanità e germanesimo e al nodo cognazione/agnazione/primogenitura). È una opzione possibile, ma sul tavolo di quanti fra Otto e Novecento costruirono i discorsi dei quali qui si parla probabilmente vi erano anche altre tessere del mosaico, come gli stessi curatori ben sanno, ritrovando alla partenza di questi sistemi di rappresentazione «un qualche punto del Medioevo, spesso con un aggancio pregnante nello spazio epocale pre-medievale romano o non romano», (p. 7). La scelta dunque di non considerarle, se non raramente nei singoli saggi, scelta motivata dal loro scarso uso nel canone, dovrebbe forse essere più chiaramente spiegata e tematizzata.

Una seconda questione riguarda non il taglio cronologico dei riferimenti assunti a fondamento del canone nazionale o della sua assenza, ma il taglio tematico: da medievista, consapevole del ruolo della dinamica città/campagna; commercio e manifattura/terra; «borghesia»/«feudalità», nella costruzione del racconto del medioevo italiano fra splendori mercantili e bancari e false partenze «borghesi», stupisce trovare assente nell'arazzo degli elementi fondativi di questo stesso racconto il tema dello sviluppo – o del mancato sviluppo – economico, che pure tanto peso ebbe anche nelle fasi più recenti della storia nazionale, tanto politiche, quanto sociali (si pensi alla grande stagione dei catasti settecenteschi e del loro studio novecentesco, alle inchieste ottocentesche la cui ricchezza informativa è stata ben dimostrata dal recente studio di Adriano Prosperi, *Un volgo disperso*, o ai caratteri feudali e agrari di tanto «meridionalismo»).

La terza infine è il possibile apporto concettuale di una *global history* o, forse meglio, *world history*, che qui viene solo in parte toccato nell'introduzione, e non – mi pare – sviluppato con coerenza nelle sue eventuali potenzialità euristiche. Come scriveva Bentley nel 2011, nell'introduzione dell' *Oxford Handbook of World History*, la storiografia accademica – di matrice europea e più genericamente occidentale – si confronta con due problemi, quello dell'Europa e quello dello stato-nazione. In una revisione profonda della rigidità (ideologica nel suo senso più proprio) dell'adozione di questi modelli come teleologici e inevitabili risiede l'apporto maggiore di un approccio che tenga conto del *turn toward the global* e che riesca a superarne la paradossale distanza dai discorsi di storia dello Stato e della nazione.

Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.)

L'Italia come storia

Review by: Francesca Sofia



Editors: Francesco Benigno, E. Igor Mineo

Title: L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2020

ISBN: 9788833132952

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132952>

Citation

F. Sofia, review of Francesco Benigno, E. Igor Mineo (eds.), *L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione*, Roma, Viella, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/litalia-come-storia-francesca-sofia/>

Frutto di animati dibattiti seminariali svoltisi a partire dal 2012 (il primo, dell'ottobre di quell'anno, organizzato proprio presso l'Istituto Storico Italo-Germanico della Fondazione Bruno Kessler di Trento), *L'Italia come storia. Primato, decadenza, eccezione*, si propone di rivisitare criticamente il racconto nazionale italiano, così come si è venuto sviluppando a partire dall'Ottocento (ma con alcune propaggini che risalgono al XVI secolo) e che, nonostante l'eclissi della *grand narrative* nazionale a livello editoriale, ancora oggi è presente nel dibattito pubblico nella forma di cascami incapaci di confrontarsi con i risultati, talora assai divergenti, della ricerca storiografica. Sono gli stessi curatori, Francesco Benigno e E. Igor Mineo, a sottolineare come l'Italia, quando si parla di canone nazionale, non si discosti affatto da altre esperienze europee. Se per «canone nazionale» bisogna intendere quella narrazione storica di lungo periodo che abbraccia un arco temporale molto esteso, risalente a qualche evento del Medioevo o dell'antichità classica e che ha il proprio baricentro in una modernità svelata dalla coincidenza «della nazione con il suo Stato» (p. 7), la morfologia del «romanzo» nazionale nostrano è certamente comune ad altri discorsi storici europei. Ciò che lo caratterizza, tuttavia, è il fatto di essere alquanto problematico, generando ripetutamente sensazioni di disagio nei suoi confronti, tali da condurre talvolta all'acredine e al rancore. Il canone viene pertanto analizzato all'interno del volume scomponendolo in alcune delle parole-chiave che più hanno segnato il *Sonderweg* italiano della modernità politica, e che sono Stato, Chiesa, lingua e letteratura, intellettuali, risorgimento, famiglia e fascismo, ciascuno affidato alla riflessione di due autori che lo affrontano a partire da prospettive diverse, ma dialoganti.

Stato, innanzitutto. Il dibattito storiografico italiano si è a lungo diviso tra coloro che individuavano, sulla scia di Sismondi, nel policentrismo comunale medievale l'icona distintiva della modernità politica italiana – destinata a soccombere a una lunga e tormentata decadenza con il Cinquecento – e coloro che invece imputavano proprio alla vitalità del Medioevo cittadino italiano non solo i ritardi nel processo di unificazione nazionale, ma anche le molte tare particolaristiche con cui lo Stato finalmente unitario dovette fare i conti. Divergenti nel valutare questa particolare vicenda italiana, queste due letture coincidevano tuttavia in un punto, cioè quello del totale disinteresse per gli Stati territoriali che avevano caratterizzato i secoli del nostro antico regime. Alla loro lenta emersione nella ricerca storiografica – che si può far risalire agli anni Settanta – unitamente all'attuazione dell'ordinamento regionale previsto dalla Costituzione – sono pertanto dedicati i due contributi di Serena Ferente e di Marco Bellabarba. In entrambi i casi, i saggi costituiscono l'occasione per dialogare efficacemente con quella parte della storiografia internazionale che da più di trent'anni ha posto in discussione lo schema evolutivo dello «Stato moderno», ricordando come le ricerche condotte negli anni recenti abbiano mostrato la varietà di pratiche politiche non necessariamente statali, presenti del resto anche nelle più mature monarchie territoriali d'oltralpe. E dove il «*passé-partout* del particolarismo», per usare un'efficace espressione di Bellabarba, viene poi proiettato in spazi ancor più dilatati, riassumibili nella geografia degli imperi moderni, piuttosto che all'interno di una cornice nazionale.

Quando la storiografia ha iniziato a studiare queste realtà, ne ha dato tuttavia una puntuale lettura riduttiva, palese nella stessa dizione di «antichi stati italiani», quasi a sottolineare la pretesa arcaicità di tale sistema e a sottintendere che nella nostra penisola la vera

«modernità» non poté esprimersi se non con la realizzazione dello Stato nazionale e con l'affermazione dell'industrializzazione. Colpevole di non avere una storia unitaria teleologicamente conseguente, lo Stato nazionale ha assunto, come rileva Marco Meriggi, un carattere «derivativo», nel senso di un adeguamento a un altrove geografico e culturale, esemplato dalla Francia per quanto attiene ai profili politico-istituzionali e dalla Gran Bretagna con riferimento alle strutture economiche e ai diritti di libertà. Se si tiene poi conto del fatto che la soluzione sabaudista tagliava fuori molteplici aspettative che avevano innervato il discorso risorgimentale, il combinato disposto dell'affanno di una nazione *late comer* e di un Risorgimento incompiuto hanno alimentato il canone storiografico di un «paese mancato». Presente fin dai primi anni unitari, questa linea interpretativa ha connotato in misura prevalente la storiografia del secondo dopoguerra, nella quale la lezione gramsciana della rivoluzione incompiuta ha rappresentato un palinsesto suscettibile di infinite variazioni sul tema. Né la svolta culturalista prodottasi con l'apertura del nuovo millennio – esemplata soprattutto dai lavori di Alberto M. Banti – ha rovesciato il giudizio di valore: la rinnovata attenzione al tema della nazione, così come enunciata dai nostri patrioti risorgimentali, ha sì rivalutato la presa del processo di nazionalizzazione, in quanto fondato su una miscela di atavici miti comunitari – sangue, parentela, onore – ma ha finito per confermare quel tratto autoritario e intollerante del nostro Stato-nazione che era acquisizione della precedente stagione di studi: anche al prezzo, come sottolinea Antonino De Francesco, di obliterare la complessità del nostro Risorgimento e la pluralità delle sue componenti in termini di protagonisti, programmi e prospettive.

Non a caso i lavori di Banti hanno consentito di tracciare un filo rosso tra il nazionalismo risorgimentale e post-unitario e quello fascista, rinnovando sotto nuove spoglie l'interpretazione continuista del fascismo prevalente nel panorama storiografico italiano fino agli anni Novanta del secolo scorso. Stilizzando una vivace stagione di studi, il fascismo è apparso vuoi come una sorta di disvelamento di tare presenti da lunga data nel tessuto connettivo della nazione, segnate dal trasformismo e dall'autoritarismo, vuoi come l'ennesimo travestimento di una borghesia pronta a dismettere il proprio credo liberale di fronte a sommovimenti dal basso capaci di mettere in forse la propria egemonia, o ancora – secondo le ultime interpretazioni di Renzo De Felice – come uno stato amministrativo autoritario con un deciso ancoraggio nella storia unitaria. Per un lungo tratto di strada, come sottolineano Giulia Albanese e Tommaso Baris, il fascismo è stato pertanto analizzato esclusivamente all'interno del recinto della storia nazionale, apparendo talvolta come la sua epifania. La mancata comparazione con i regimi che in Europa tra le due guerre mondiali si ispirarono al fascismo, se ha confermato il lato oscuro del nostro canone nazionale, ha avuto come conseguenza (per una paradossale eterogenesi dei fini) di cementare il mito del «bravo italiano», occultando il tema della violenza e dei conseguenti stermini di massa, che rappresentano entrambi la quintessenza dei diversi fascismi, se analizzati in una prospettiva europea.

In questa costruzione problematica del canone nazionale hanno svolto naturalmente un ruolo di punta gli intellettuali. Nel suo saggio Marcello Verga situa nel primo decennio del Novecento l'apparire di una narrazione della storia d'Italia attraversata dal protagonismo di gruppi minoritari d'avanguardia portatori di un'idea alternativa della nazione, tutti però destinati a soccombere. Ma, come ricordano i curatori nell'introduzione, questa tradizione (perché di tradizione si tratta, dal momento che ancora oggi ne percepiamo i segni) è molto più risalente e può essere ricondotta alla mitografia della «nuova Italia» che si era venuta sviluppando negli anni del Risorgimento e che nello Stato post-unitario continuò a essere celebrata e coltivata da coloro che pensavano che l'Italia avrebbe dovuto essere «altrimenti». Si tratta della necessaria antitesi alla tesi del «paese mancato», dove l'aggettivazione allude proprio al silenzio che le classi dirigenti e la società tutta hanno rivolto ai moniti della parte progressiva e sana della nazione, quella delle avanguardie riformatrici o rivoluzionarie. Nel secondo dopoguerra, come ricorda Luca Baldissara, saranno proprio le avanguardie che avevano partecipato alla Resistenza ad aprire la stagione di studi per la quale il fascismo non era altro che l'espressione di una nazione indirizzata fin dai suoi esordi verso una deriva autoritaria.

Un discorso a parte riguarda la storia della letteratura, che non solo ha sopperito a ritroso alla mancanza di una storia politica unitaria, ma che è stata anche parte rilevante della nostra pedagogia nazionale. Un ruolo assolutamente strategico da questo punto di vista è stato svolto dalla *Storia della letteratura italiana* di Francesco De Sanctis, dove la storia della letteratura veniva identificata con la storia nazionale tout court. Come scrive Stefano Jossa, la convergenza intorno a De Sanctis dei tre intellettuali che hanno maggiormente segnato la cultura italiana nel XX secolo – Croce, Gentile e Gramsci –, con le evidenti ricadute nelle rispettive famiglie politiche di appartenenza, ha determinato un primato del letterato nell'opinione pubblica sconosciuto in altri contesti europei. E si tratta di un primato che ancora oggi persiste, nonostante i tanti revisionismi intonati al recupero di visioni più policentriche della storia letteraria, poiché nessuno finora è sembrato in grado di rinunciare al racconto di un'unitaria Letteratura italiana, ribadendo inconsciamente la difesa del primato morale del letterato nella costruzione del discorso pubblico. La problematicità di questo presunto primato merita di essere accostata a quanto scrive Ottavia Niccoli sul multilinguismo presente in Italia nella prima età moderna, vale a dire in quegli stessi secoli nei quali la lezione desanctisiana vedeva formarsi la nostra storia nazionale. Ne risulta ancora una volta un'unità culturale incerta e frammentata, dove il volgare comune – utilizzato in maniera strumentale secondo le necessità – si accompagnava alla lingua del sacro (il latino) ed entrambi convivevano a loro volta con la lingua della tradizione letteraria e con i diversi dialetti che innervavano (e continuano, nonostante tutto, a innervare) la penisola italiana.

Il fatto che la presenza del papato abbia segnato in profondità la storia d'Italia costituisce un dato acquisito ma, come ricorda Vincenzo Lavenia, ancora oggi controverso, sia nella pubblicistica sia nella pratica storiografica. L'antica polemica tra neo-guelfi e neo-ghibellini, tra coloro che fanno della Chiesa la garante dell'integrità civile del paese e coloro che imputano invece alla stessa il nostro conservatorismo culturale, sembra ancora oggi non avere perso terreno. È significativo, ad esempio, che anche una prospettiva come quella di Paolo Prodi, per nulla apologetica e confessionale, che ha visto nella tensione tra il potere sacro e quello profano l'origine della

modernità occidentale, possa venir interpretata da coloro che per comodità espositiva possiamo chiamare «neo-ghibellini» come una riproposizione dei tradizionali schemi della storiografia reazionaria. Tuttavia la storiografia ha anche cercato di affrontare la questione sotto angolature diverse: da un canto, come scrive sempre Lavenia, «provincializzando» la Chiesa italiana, vale a dire inserendo la sua storia all'interno delle strategie globali cattoliche e recuperando la dimensione internazionale dell'istituzione e degli italiani che ne facevano parte; dall'altro, evidenziando, come ci ricorda Daniele Menozzi, che il ruolo della Chiesa nella società contemporanea non è stato unicamente quello di baluardo conservatore nei confronti della modernità, ma, intenzionalmente o meno, anche di stimolo a significativi processi di rottura. Valga per tutti il modello di Stato proposto da Pio XI negli anni Trenta, volto ad affermare la preminenza dei diritti delle persone e delle comunità intermedie contro la sacralizzazione della politica affermata dal fascismo.

Strettamente connesso all'importanza rivestita dalla Chiesa nella storia italiana, è lo spazio occupato nelle nostre articolazioni sociali dalla famiglia (nella prospettiva cattolica non è infatti la famiglia la cellula-base delle comunità intermedie?). «Epicentro dell'eccezionalismo italiano», come viene definita da Giorgia Alessi, la famiglia è stata spesso considerata, soprattutto dalla storiografia e dalla sociologia anglosassoni, come il tratto più evidente dell'arretratezza italiana, il fattore che più ha contribuito ad allontanare l'Italia dai valori di una società civile avanzata. Si tratta di uno stereotipo che, inizialmente utilizzato per spiegare la distanza tra il Nord e il Sud del paese, ha finito (auspice anche la massiccia immigrazione meridionale dello scorso secolo nei paesi anglosassoni?) per connotare l'intero carattere nazionale. A prescindere dal fatto che, come ricorda Angela Groppi riprendendo quanto ci ha più volte spiegato Chiara Saraceno, la centralità della famiglia nella società civile è anche effetto delle politiche pubbliche di *welfare*, che in Italia hanno sempre ritenuto i legami parentali un sostituto privilegiato, la fissità del modello negativo è stato ormai sconfessata da una miriade di lavori intonati ai *Women Studies* e ai *Gender Studies*. Spetta proprio a questi studi l'aver frantumato la divisione netta e orizzontale della penisola, dimostrando la coesistenza nelle diverse scale regionali di strutture familiari assai diversificate e la porosità della classica distinzione tra pubblico e privato.

Nei saggi raccolti nel volume, come abbiamo cercato di evidenziare, sono frequenti gli stimoli volti ad allargare lo sguardo dall'Italia ai vasti spazi con i quali essa ha storicamente interagito. Ed è questo l'auspicio che i curatori si sentono di proporre nelle loro conclusioni: integrare la storia d'Italia in una storia europea, abbandonando le chiavi di lettura ispirate al nazionalismo storiografico. Auspicio certamente condivisibile, sempre però che questa prospettiva trovi degli interlocutori favorevoli in un continente dove ancora troppo spesso la dimensione globale si allea con nazionalismi di ritorno.

Theory, Methodology, Teaching

Isabella Consolati

Dominare tempi inquieti

Review by: Angela De Benedictis

Dominare
tempi inquieti

Storia costituzionale, politica
e tradizione europea in Otto Brunner



Authors: Isabella Consolati

Title: Dominare tempi inquieti. Storia costituzionale, politica e tradizione europea in Otto Brunner

Place: Bologna

Publisher: Il Mulino

Year: 2020

ISBN: 9788815290694

URL: <https://www.mulino.it/isbn/9788815290694>

Citation

A. De Benedictis, review of Isabella Consolati, *Dominare tempi inquieti*. Storia costituzionale, politica e tradizione europea in Otto Brunner, Bologna, Il Mulino, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/dominare-tempi-inquieti-angela-de-benedictis/>

Nel 1975 il primo volume degli «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento» pubblicava il saggio dello storico austriaco Otto Brunner *La storia come materia e le scienze storiche*, traducendolo dall'originale del 1959, ovvero il discorso inaugurale di Brunner come rettore dell'Università di Amburgo.

Alla data del primo volume degli «Annali» era già apparsa in italiano una raccolta di saggi, usciti in lingua originale tra il 1939 e il 1961 (e già raccolti dallo stesso Brunner nel 1956), curata da Pierangelo Schiera, *Per una nuova storia costituzionale e sociale* (1970); ed era anche stata tradotta dall'originale del 1949 la monografia *Vita nobiliare e cultura europea* (1972).

Quando, nel tredicesimo volume degli «Annali» (1987) tutta la Sezione I (poco più di 200 pagine) fu dedicata alla pubblicazione dei risultati dell'Incontro su Otto Brunner / Otto Brunner Tagung tenutosi nel marzo dello stesso anno, erano uscite in italiano altre due monografie di Brunner: *Storia sociale dell'Europa nel medioevo* (1980), e *Terra e potere. Strutture pre-statali e pre-moderne nella storia costituzionale dell'Austria medievale* (1983), traduzione della quinta edizione rielaborata del 1965, essendo uscita la prima edizione nel 1939.

Soprattutto su *Terra e potere*, per quanto non solo, si era svolta una consistente e accesa discussione tra gli storici italiani prevalentemente medievisti, di cui già si dava conto negli «Annali» del 1987. Da allora in altre sedi editoriali sono, per così dire, trasmigrati i diversi problemi sollevati in Italia tanto dal libro quanto dalla impresa culturale e editoriale di cui Brunner era stato progettatore e iniziatore fin dal 1963 insieme a Werner Conze, i famosi *Geschichtliche Grundbegriffe* usciti in otto volumi a cura di Brunner, Conze e Koselleck tra il 1972 e il 1997.

A Otto Brunner è dedicata ora una densissima monografia scritta dalla giovane studiosa Isabella Consolati, storica delle dottrine politiche, che riprende sia tutti quei dibattiti italiani (anche i più recenti), sia i risultati dell'interesse mai cessato, soprattutto in Germania, sull'opera dello storico austriaco morto nel 1982, e che si avvale anche della consultazione diretta delle carte di Brunner conservate presso l'Archivio di Stato di Amburgo, il Wissenschaftliches Nachlass Brunner.

L'interesse di Consolati per Brunner è dichiaratamente volto all'«importanza della sua opera nello scandagliare alcuni dei nodi concettuali centrali del pensiero politico novecentesco» (p. 7), non quindi al medievista e allo studioso della *Alteuropa* che fin dalla Habilitationsschrift del 1929 sulle finanze della città di Vienna nel XVII secolo si era confrontato con le aporie sollevate dalla discrepanza tra il linguaggio delle fonti su cui si basavano necessariamente le sue ricerche e le predominanti interpretazioni storiografiche sul tema. Ovvero, nella monografia Consolati si occupa di tutta la produzione di Brunner e dei suoi problemi metodologici,

ma con l'intenzione di svelare il «vero volto» di Brunner, quello politico. Una intenzione perseguita sistematicamente dalla Introduzione. *Il dominio come storia* (pp. 7-14) attraverso i tre capitoli di cui si compone il libro, *Sulla storia del 'politico'* (pp. 15-69); *Storia e struttura della razionalità europea* (pp. 71-130); *Ethos, ideologia, tradizione* (pp. 131-202), ognuno dei quali è strutturato in paragrafi che si incentrano sui concetti politici fondamentali, i concetti costituzionali, nell'opera di Brunner.

Si tratta di un lavoro che non è facile sintetizzare nello spazio di una breve recensione, anche perché – necessariamente – l'autrice si impegna in un complesso compito di chiarimento delle rilevanti questioni concettuali derivanti dalla traduzione in italiano dei concetti chiave dell'opera di Brunner, *Herrschaft* e *Verfassung*, intorno e attraverso i quali ruotano tutti gli altri usati da uno storico che – come scrive Consolati fin dalla Introduzione – «ha pensato storicamente la politica e i suoi concetti» (p. 7).

L'impostazione seguita da Consolati in questo non facile compito è quella di mostrare il costante e ripetuto «corpo a corpo» che Brunner ingaggia nelle varie fasi della sua produzione con Max Weber, con Otto Hintze, con Carl Schmitt e con Otto von Guericke, nelle due grandi fasi del suo pensiero, quella che va dagli esordi fino alla adesione al partito nazionalsocialista, e quella successiva alla fine della Seconda guerra mondiale, segnata prima dall'espulsione dall'insegnamento presso la cattedra viennese nel 1945, poi dalla ripresa dell'insegnamento presso l'Università di Amburgo nel 1954, infine dalla carica di rettore della stessa Università, cui fu eletto nel 1959.

In queste due fasi rimane però sempre costante, per Consolati, la «bussola» di Brunner, ovvero il rapporto tra storia e politica, nel suo riferimento continuo alle posizioni sul tema del sociologo Hans Freyer (1887-1969), per il quale la storia era una *Wirklichkeitwissenschaft*, una scienza della realtà effettuale, e di conseguenza nella sua ridefinizione della razionalità della politica, in base a una sua storia effettiva che spezzi l'identificazione tra politica e Stato moderno.

Lo spartiacque costituito dalla fine della Seconda guerra mondiale comporta, peraltro, che l'interesse di Brunner passi dalla storia del popolo all'esigenza di una storia delle strutture orientata alla comprensione dell'agire politico, con la conseguente riarticolazione del nesso tra storia e politica.

Nella impossibilità di seguire la serrata e dottissima argomentazione di Consolati, chi ora la legge (dal punto di vista di una storica modernista) vuole sottolineare quanto sarebbe stato importante – anche in relazione all'impostazione di Consolati – che Brunner avesse redatto per i *Geschichtliche Grundbegriffe*, oltre a *Feudalismus*, le voci di cui si sa dalle carte del Nachlass: «Staat und Komposita, Macht, Herrschaft und Komposita, Untertan, Obrigkeit, Regierung, Souveranität, Legitimität – Legitimus – Legalität, Monarchie – Monarchismus, König(tum), Reich – Imperium, Republik (als Traditionsbegriff), Demokratie (als Traditionsbegriff), Interesse (politisch)» (p. 188, nota 168). Probabilmente, utilizzando le tipologie di fonti primarie 'normali' per le voci dei *Geschichtliche Grundbegriffe*, la 'firma' di Brunner avrebbe sottolineato in modo evidente la differenza tra la sua impostazione volta a evitare ogni anacronismo, cioè il «riferimento a una realtà empirica, un ordine da ritrovare nel grande serbatoio della tradizione europea» (p. 202), e l'impostazione di Koselleck, che indaga «l'astrazione crescente del lessico politico moderno a partire dalla nuova esperienza che il tempo racchiude» (p. 202) dalla *Sattelzeit* di metà-fine XVIII secolo. Una differenza che, molto banalmente, dipende in misura consistente, dalla differenza delle fonti primarie tra chi indaga problemi della *Alteuropa*, nel senso inteso da Brunner, e chi investiga problemi relativi all'Illuminismo e alla società borghese (detto troppo sinteticamente).

Anche in questa ottica si confermerebbe quanto Consolati scrive nella parte finale del libro riguardo al rapporto tra tradizione e rivoluzione nell'opera di Brunner: «La specificità europea non riguarda dunque la razionalizzazione, che è invece al centro di questa produzione di storia come differenza tra passato e futuro, ma la tradizione. ... che non è mai stata priva di una sua interna dinamica» (p. 192). E si aderisce, comunque, a quanto l'autrice scrive riguardo «la profonda per quanto inaspettata rilevanza della sua opera per la storia del pensiero politico» (p. 202), aggiungendo, semmai, anche per la storia delle istituzioni, e per la storia *tout-court*.

Il libro di Consolati, coraggioso e militante, merita certamente molta attenzione anche da parte di altri lettori e da altri punti di vista.

Cross-epochal

Paolo Preto
Walter Panciera, Andrea Savio (eds.)
Falsi e falsari nella Storia

Review by: Alexander Hilpert



Authors: Paolo Preto

Editors: Walter Panciera, Andrea Savio

Title: Falsi e falsari nella Storia. Dal mondo antico a oggi

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2020

ISBN: 9788833132891

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132891>

Citation

A. Hilpert, review of Paolo Preto, Walter Panciera, Andrea Savio (eds.), *Falsi e falsari nella Storia*. Dal mondo antico a oggi, Roma, Viella, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/falsi-e-falsari-nella-storia-alexander-hilpert/>

Die Themen Fälschung und Lüge haben mit der Debatte um *fake news* und Verschwörungstheorien in den letzten Jahren eine neue gesellschaftliche und damit auch geschichtswissenschaftliche Relevanz bekommen. Freilich gibt es bereits Gesamtdarstellungen zu historischer Fälschung, Geschichtsklitterung und politischer Manipulation in der Geschichte. Häufig ist es nur eine begrenzte Anzahl von prominenten Fällen, die immer wieder von Neuem behandelt wird. Doch bislang ist dem Rezensenten keine an spannenden, aber weniger bekannten Beispielen so dichte Monographie in die Hände gefallen, wie das jüngst erschienene Buch «Falsi e falsari nella Storia». Paolo Preto, zu Lebzeiten Professor für moderne Geschichte in Padua, starb am 26. Januar 2019 und hinterließ ein unvollendetes Manuskript, offensichtlich das Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit dem Unechten. Walter Panciera und Andrea Savio, beide Historiker an der Universität Padua, haben ein Jahr nach Pretos Tod dieses Buch auf den Markt gebracht. Die Herausgeber sehen darin ein «compendio generale» aller Lügen, Fälschungen und Manipulationen von der Antike bis zur Gegenwart. Nicht nur in der epochen- sondern auch in der disziplinenübergreifenden Anlage des Buches liegt seine Besonderheit und Stärke. Von einer «falsch verstandenen Form der Interdisziplinarität»^[1], vor der Anne-Kathrin Reulecke vor einigen Jahren gewarnt hat, welche die Eigenart der Fälschungen in den unterschiedlichen Bereichen außer Acht ließe, kann bei Pretos Kompendium nicht die Rede sein. Sehr dicht geschrieben wendet sich das Buch vor allem an ein historisch interessiertes Fachpublikum und unterscheidet sich damit von populärwissenschaftlichen Arbeiten zum Thema.

Strukturiert ist das Buch in sechzehn in Umfang und Untergliederung sehr unausgewogene Oberkapitel. Obwohl Preto den Herausgebern zufolge keine Einleitung und kein Fazit vorgesehen hatte, kann das erste definitorische Kapitel die einleitende Funktion sehr gut übernehmen. Preto vermeidet eine Diskussion abstrakterer Fälschungstheorien und beginnt gleich mit seiner eigenen Definition: Er versteht darunter: «alterazione parziale o totale del vero (verità) in documenti, testi letterari, atti giuridici, firme, sigilli, chiavi, merci, prodotti, pesi, misure, opere d'arte, teorie, ricerche scientifiche, dottrine religiose e politiche» (S. 11). Der Autor geht sein Thema zunächst chronologisch an: Die Antike (Kapitel 2) nimmt sehr viel weniger Raum ein als das Mittelalter (Kapitel 3), das als «l'età dell'oro» der Fälschungen bezeichnet wird. An anderer Stelle gesteht der Autor auch dem Ottocento einen solchen Primat zu (S. 436). Am stärksten wird denn auch die Neuzeit im vorliegenden Buch berücksichtigt. Hierbei wird eine weitere chronologische Ebene eröffnet: Orientierten sich die Kapitel 2 und 3 an dem Entstehungszeitpunkt der Fälschungen, wird in den folgenden Kapiteln relevant, zu welcher Epoche zugehörig ein Objekt vom Fälscher ausgegeben wird. Kapitel 4 unterscheidet insbesondere neuzeitliche Mystifikationen mit Bezug zur Antike und solchen mit Bezug zum Mittelalter, von denen viele laut Preto ihre Wirkung erst im Kontext des aufkommenden Nationalismus entfalten konnten. Neben Frankreich, Spanien, Deutschland und England findet auch der mittel- und osteuropäische Nationalismus seinen Platz in diesem Kapitel: Beispielsweise waren einige Handschriften, welche angeblich alt-tschechische Dichtung überlieferten, aber tatsächlich von Václav Hanka hergestellt und als echt ausgegeben worden waren, lange Jahre ein nationales Symbol

der Tschechen. Deutlich wird in Kapitel 4 jedoch auch die weitgehend auf Europa und die westliche Welt konzentrierte Sicht auf das Phänomen der Fälschung, die sich durch fast alle Kapitel zieht. Dass der umfangreichste geographische Abschnitt von der italienischen Halbinsel handelt und sogar den Rang eines Kapitels (5) einnimmt, mag sicherlich mehr dem Forschungsinteresse des Autors als der Tatsache geschuldet sein, dass es auf der Apennin-Halbinsel auch eine höhere Frequenz an Fälschern in der Neuzeit gegeben habe, wie es z.B. Theodor Mommsen gesehen habe dürfte (S. 335). Die Einschätzung des Kirchenhistorikers Henri Leclercq, Italien sei das Herkunftsgebiet der meisten archäologischen Fälschungen (S. 363) relativiert Preto durch Hinweis auf die große Fülle an Funden, die insgesamt aus italienischem Boden geborgen worden seien. In Kapitel 5 hat Preto auch Venezien, zeitlebens sein regionaler Forschungsschwerpunkt, ein eigenes Unterkapitel gewidmet. Kapitel 6 wendet sich den historisch-politischen Fälschungen seit dem 19. Jahrhundert (z.B. der Emser Depesche) bis hin zu den Hitler-Tagebüchern der Nachkriegszeit zu. Darin finden sich auch Fälle, die nicht zum üblichen Kanon allgemein bekannter «falsi» gehören.

Mit Kapitel 7 verlässt der Autor die chronologische Gliederung und wechselt zu einer thematischen: Unter den «Falsi ebraici e falsi antisemiti» vereint Preto eher disparate Fälle wie den angeblich moabitischen Inschriften aus dem Heiligen Land, die 1872 nach Berlin verkauft wurden (Shapira-Affäre), aber auch die gefälschten «Protokolle der Weisen von Zion» oder die Lügen des Holocaust-Leugners David Irving. Die nächsten Kapitel wenden sich jeweils einer Fachdisziplin zu: Ein sehr umfangreiches Epigraphik-Kapitel (Kapitel 8) ist der Masse an vorwiegend griechisch-römisch anmutenden Inschriften und den eher lokalpatriotischen Motiven ihrer Fälscher gewidmet, während Fälschungen in der (klassischen) Archäologie und in der Anthropologie (Kapitel 9 und 10) nur wenig Raum einnehmen. In Kapitel 11 greift der Autor eine andere sehr aktuelle Thematik ausnahmsweise einmal aus der Sicht des Historikers auf: Die Kunstgeschichte des Inauthentischen von der Antike bis in die zeitgenössische Kunst. Ein knappes Kapitel zur politischen Manipulation mittels Bildern, das sich ebenfalls mit der bildenden Kunst, vor allem aber mit Fotografie und Film befasst, findet sich weiter hinten im Buch (Kapitel 13). Das weite Feld der literarischen Fälschungen handelt Preto in einem erneuten geographischen Durchgang ab (Kapitel 12). Auch hier liegt der Schwerpunkt auf einem Unterkapitel über Italien, dessen letzter Abschnitt (Il falso Salgari) Fragment geblieben ist. Den Herausgebern zufolge hat Preto bis zu seinem Tod daran gearbeitet. Das Kapitel zu den «falsi letterari» behandelt auch Plagiatfälle, die vor wenigen Jahren vor allem in Deutschland stark die medialen Debatten geprägt haben. Erst seit den amerikanischen Präsidentschaftswahlen 2016 hat das Thema *fake news* im öffentlichen Interesse auch bei uns den Plagiatsskandalen den Rang abgelaufen. Zu letzterem Aspekt gehört auch Pretos knappes Kapitel über journalistische Fälschungen (Kapitel 14), in dem er zwischen irrtümlichen Falschmeldungen und intentionalen *bufale* unterscheidet und wenige aktuelle Beispiele anführt. Auch der Betrug in den Naturwissenschaften (Kapitel 15) wird leider nur sehr kurz abgehandelt. Das letzte Kapitel (16) untersucht epochenübergreifend die Fälschung von Münzen und Banknoten zusammen mit Markenfälschung und Produktpiraterie, ein Thema von globaler Dimension.

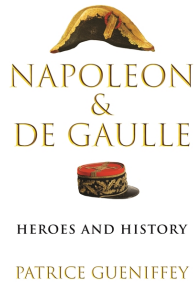
Die rechts- und kriminalitätshistorische Perspektive wird leider nur knapp im Kontext mittelalterlicher Fälschungen (*crimen falsi* etc.) angerissen. Ansonsten lässt der Autor aber kaum einen Aspekt aus, der die «forza del falso» (Umberto Eco) in der (Welt)Geschichte belegen könnte, und hat zu allen Abschnitten eine Fülle an Material (vor allem aus der Sekundärliteratur) zusammengetragen. Ein Manko ist, dass sich kein Literaturverzeichnis findet und man sich nur anhand der Endnoten hinter jedem einzelnen Kapitel einen Überblick über die verwendeten Titel verschaffen kann. Als nützlich innerhalb des dichten und von Personennamen gesättigten Argumentations- und Erzählstils erweist sich dagegen das 71 Seiten umfassende Namensverzeichnis. Abgesehen von der Abbildung eines Gemäldes von Lorenzo Lippi auf dem Titelbild (das falsch datiert wird) finden sich keine Illustrationen im Buch. Zusammenfassungen sowohl zum Gesamten als auch zu den einzelnen Kapiteln hätten Pretos Monographie eine noch größere wissenschaftliche Rezeption gesichert. Doch auch so wird diese reich gefüllte Fundgrube (weitgehend) unbekannter Betrugsfälle hoffentlich so manche zukünftige Einzel- oder Gesamtuntersuchung zum Phänomen der Fälschung anregen. Zu bedauern ist, dass der Autor seinem Buch nicht mehr selbst den letzten Schliff verleihen konnte. Um so mehr ist aber den Herausgebern zu danken, dass sie dieses wichtige Kompendium ans Licht der Öffentlichkeit gebracht haben.

[1] A.-K. Reulecke, *Eine Einleitung*, in A.-K. Reulecke (Hrsg.), *Fälschungen. Zu Autorschaft und Beweis in Wissenschaften und Künsten*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 2006, S. 26.

Patrice Gueniffey

Napoleon and de Gaulle

Review by: Matthias Waechter



Authors: Patrice Gueniffey

Title: Napoleon and de Gaulle. Heroes and History

Place: Cambridge MA

Publisher: Harvard University Press

Year: 2020

ISBN: 9780674988385

URL: <https://www.hup.harvard.edu/catalog.php?isbn=9780674988385>

Citation

M. Waechter, review of Patrice Gueniffey, Napoleon and de Gaulle. Heroes and History, Cambridge MA, Harvard University Press, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/napoleon-and-de-gaulle-matthias-wachter/>

Napoleon Bonaparte and Charles de Gaulle are the overarching figures of modern French history. The first was swept to power in the later phase of the French Revolution; he secured its main achievements, brought large parts of Europe under French rulership and exerted a huge influence over the future course of European history. He ended in the solitude of exile and died at the age of 51. The second entered French history only at the age of 50, after having led the ordinary life of an army officer before. Twice, under the auspices of extraordinary crises, he pretended to seize the destiny of France: first when he declared the resistance to German occupation in June 1940 and then when he put an end to a seemingly moribund Fourth Republic through a quasi *coup d'état* in 1958. Both set themselves up as heroes and were admired as such by the French public. The citizens considered both of them as saviors: Bonaparte for having put an end to the turmoil of the revolutionary period, de Gaulle for having saved France's honor in its darkest hours of the summer 1940.

The book by Patrice Gueniffey is not to be considered a comparative study on those two political heroes. It is more of an essay on French history and the way the two statesmen approached certain key elements of heroism. The first chapter deals with the leitmotif of the return of the hero, essential for the mythology around both figures: Napoleon's return from Elba in order to put an end to the Bourbon restauration and exercise power again for 'Hundred Days' and de Gaulle's comeback after his 'exile' in his country home of Colombey-les-deux-Eglises in the last years of the Fourth Republic. The next two chapters deal more closely with the issue of 'greatness' and what makes a figure into a historical hero. Gueniffey shows that both statesmen not only left an indelible trace on modern French history but were also obsessed with their own place in history, despising mediocrity and the day-to-day routine of simply administering a country. They were fascinated by the agency of human beings and the possibility to strongly impact the course of events. A fundamental instrument for forging their own hero-myth was language and writing, a topic approached in the following chapter. The final chapter looks into the way the heroes dealt with the end of life and how their posthumous fame evolved.

One could hardly imagine an author better equipped for such a study than Patrice Gueniffey. He is the author of many publications on the revolutionary period and the First Empire, among them a monumental, 1000-page biography of Bonaparte reaching until 1802. He is an extraordinary erudite author, writing in a graceful style, elegantly translated into English by Stephen Rendell. Gueniffey is a disciple of the famous historian of the French Revolution François Furet, who was himself a sharp detractor of the founder of the Fifth Republic, criticizing Gaullism as a «decadent Bonapartism». Gueniffey gives ample place to such critiques, but it is obvious that he himself remains an admirer of both Bonaparte and de Gaulle. One of the most interesting parts of the book is the introduction to the English-language edition, in which the author places the French hero-worship into a broader, international context. He explains that the predilection of the French for «great men» is also a consequence of a certain political immaturity of the people. The deeply enrooted individualism of the French finds its negative consequences in a certain incapacity for democracy, in the sense of fully embracing participatory civil rights and watching over the lawful exercise of power. At various instances of their history, the French thus gladly

relinquished their sovereign rights, in order to delegate power to an extraordinary figure, who should lead them like a father figure. The need for heroes is thus also part of the search for unity in a country shaped by a puzzling diversity and a lack of deeply enrooted political institutions.

The book is clearly shaped by a certain nostalgia of times when daring and dauntless leaders like Bonaparte and de Gaulle would try to make the French rise above themselves and accomplish the greatness of their nation. Due to globalization and Europeanization, the times of glory and greatness of our nation states are over. However, France has now to live with a constitution thought out by de Gaulle and tailored for a great man or woman at the top, exercising the overarching position of President of the Republic. The loss of sovereignty of our nation states makes it virtually impossible for the President to live up to the expectations placed in his role. Thus, an almost incessant disappointment about the performance of the President shapes contemporary political life. This is one of the critical consequences of French hero-worship, so well analyzed in this book. Of course, not all readers will share the little esteem of the author for the political personnel of France's parliamentary Republic between 1945 and 1958, who did not only accomplish the modernization of a rural, backwards society, but also laid the foundations for the process of European integration. However, everybody interested in the modern history of France will greatly benefit from reading this thought-provoking, discerning, and insightful essay.

Marcella Aglietti, Mathieu Grenet, Fabrice Jesné (eds.)
Consoli e consolati italiani dagli stati preunitari al
fascismo (1802-1945)

Review by: Federico Melotto



Editors: Marcella Aglietti, Mathieu Grenet, Fabrice Jesné

Title: Consoli e consolati italiani dagli stati preunitari al fascismo (1802-1945)

Place: Roma

Publisher: École française de Rome

Year: 2020

ISBN: 9782728314164

URL: <http://www.publications.efrome.it/opencms/opencms/menu/novita/>

Citation

F. Melotto, review of Marcella Aglietti, Mathieu Grenet, Fabrice Jesné (eds.), *Consoli e consolati italiani dagli stati preunitari al fascismo (1802-1945)*, Roma, École française de Rome, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/consoli-e-consolati-italiani-dagli-stati-preunitari-al-fascismo-1802-1945-federico-melotto/>

Il volume riunisce tredici corposi saggi – alcuni in francese, altri in italiano – il cui testo era stato precedentemente discusso nel corso di una giornata di studio organizzata presso l'École française de Rome nel settembre del 2016. Il libro – scrivono i curatori – «nasce dall'idea di utilizzare un luogo non-luogo, quale è 'l'Italia fuori dall'Italia', quale osservatorio per studiare la formazione dell'Italia contemporanea attraverso la storia dell'amministrazione consolare, istituzione la cui prerogativa e ragion d'essere è proprio quella di tutelare i 'nazionali' presenti fuori dai confini patri». I vari contributi coprono un arco cronologico molto ampio poiché analizzano l'attività consolare «italiana» dall'inizio dell'Ottocento, cioè da quando gli stati preunitari subirono il primo, determinante, influsso francese, fino alla fine della Seconda guerra mondiale. L'orizzonte temporale particolarmente esteso costituisce una prima, indubbia, caratteristica meritevole del volume perché consente di mettere in relazione tra loro, segnalandone, esplicitamente o implicitamente, linee di continuità o di discontinuità, tre fasi della storia politica, culturale e istituzionale italiana: quella preunitaria, quella liberale e quella fascista. Il piano geografico prescelto, invece, corrisponde all'area mediterranea, «culla dell'attività consolare». Tale scelta, anche se per certi versi obbligata, costituisce forse un piccolo limite. Ma su questo torneremo.

La domanda di partenza, alla quale tutti i contributi hanno cercato di rispondere, pur con approcci diversi, era dunque la seguente: quale fu il ruolo dei consoli nel complesso processo di doppia nazionalizzazione – quella dell'amministrazione degli Affari esteri e quella degli italiani all'estero – che caratterizzò il caso italiano? L'interrogativo, davvero stimolante, ha rappresentato dunque una premessa metodologica destinata a offrire numerosi spunti di analisi e soprattutto ha consentito di integrare le competenze specifiche della storia delle istituzioni con quelle maturate nell'alveo della cosiddetta «nuova storia del Risorgimento». Questo ha permesso, quasi sempre, di far emergere la soggettività e il protagonismo dei consoli e delle reti consolari mettendo così in luce un altro importante aspetto positivo della ricerca: il fatto di delineare le diverse tipologie degli approcci professionali dei vari protagonisti dell'attività consolare.

Il caso italiano, relativamente poco studiato, si è presentato ai ricercatori coinvolti con almeno due specificità degne di nota: da un lato vi era la velocità con cui i sei stati preunitari erano diventati, nel corso del XIX secolo, un unico Stato. Di queste realtà statuali, però, almeno tre, Regno di Napoli, Repubblica di Venezia e Regno di Sardegna, vantavano un'importante rete consolare in funzione dei loro commerci, portatrice – è stato sottolineato – di competenze e tradizioni professionali delle quali occorre tenere conto. Dall'altro lato vi era anche un notevole elemento caratterizzante che riguardava la «pluralità delle diaspore», poiché nel secolo e mezzo preso in esame la mobilità delle persone era diventata di massa andando oltre gli spostamenti commerciali o l'esilio politico, che pure, è bene sottolinearlo, nel processo di nazionalizzazione, ha rivestito un ruolo importante come dimostrano vari studi su questo tema.

Un altro aspetto interessante che emerge dal complesso degli studi proposti riguarda il fatto che «l'assenza di un riferimento a uno stesso Stato» non impedì «l'affermazione di pratiche comuni di sociabilità, nonostante la diversità delle affiliazioni amministrative e delle lingue». In altre parole, all'estero, gli italiani si frequentavano anche prima che l'Italia esistesse come realtà statale. Lo fecero sicuramente a partire dal 1848-1849 quando iniziò ad ardere più forte la fiammella nazional-patriottica e poi in seguito alla grande diaspora politica che segnò la fine del biennio rivoluzionario, così come emerge nitidamente proprio dallo studio delle fonti consolari.

I primi sei contributi hanno certamente il merito di ricostruire il complesso processo *direductio ad unum* della polifonica rete consolare degli stati preunitari; il nuovo apparato unitario, però, si dimostrò fortemente debitore dell'esperienza precedente traendo da essa numerosi insegnamenti. «Una transizione unitaria», dunque, complessa e articolata che si snodò attraverso il lungo Ottocento.

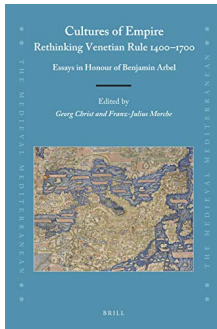
Lo studio del periodo post-unitario e dello Stato liberale, ne sono consapevoli anche gli stessi curatori, avrebbe forse meritato maggiore attenzione magari indagando altri snodi cruciali della storia dell'Italia unita. L'attenzione si è focalizzata sul caso del Consolato generale di Marsiglia, sull'esperienza dei dragomanni in servizio presso l'Impero ottomano e sul caso particolare dell'Egitto, cui sono dedicati addirittura due saggi. Ovviamente, gli approfondimenti hanno riguardato aree nelle quali esistevano consistenti comunità di italiani. Proprio per questo, forse, indagare il profilo di alcune esperienze consolari d'oltreoceano (Stati Uniti, Brasile e Argentina, per citare solo i casi maggiori) avrebbe consentito di svolgere un proficuo confronto con alcuni dei contesti nei quali, a partire dalla seconda metà dell'Ottocento e poi via via, in misura sempre maggiore tra la fine del secolo e l'inizio di quello successivo, si formarono importantissime comunità italiane. I quattro contributi dedicati agli anni compresi tra l'unità d'Italia e l'avvento al potere del fascismo, contribuiscono comunque a far emergere i percorsi delle carriere dei consoli e le loro strategie individuali così come quelle delle persone che ruotavano attorno ad essi.

Il volume dedica infine tre saggi al periodo fascista. Questi riguardano lo spazio imperiale francese nel Mediterraneo occidentale, territori nei quali insistevano gruppi consistenti di italiani. Qui l'analisi riguarda le modalità con le quali il nuovo corso fascista modificò l'istituto consolare e si sofferma sull'entità dell'intervento fascistizzante del personale, sulle strategie messe in atto per controllare le comunità italiane all'estero, sulla propaganda realizzata dal consolato e sulla reale capacità di incidere sull'opinione pubblica nazionale all'estero.

Early Modern History

Georg Christ, Franz-Julius Morche (eds.) Cultures of Empire

Review by: Daniele Dibello



Editors: Georg Christ, Franz-Julius Morche

Title: Cultures of Empire. Rethinking Venetian Rule, 1400–1700. Essays in Honour of Benjamin Arbel

Place: Leiden

Publisher: Brill

Year: 2020

ISBN: 9789004427600

URL: https://brill.com/flyer/title/38673?print=pdf&pdfGenerator=headless_chrome

Citation

D. Dibello, review of Georg Christ, Franz-Julius Morche (eds.), *Cultures of Empire. Rethinking Venetian Rule, 1400–1700. Essays in Honour of Benjamin Arbel*, Leiden, Brill, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/cultures-of-empire-daniele-dibello/>

Cultures of Empire comprises a selection of papers presented at a workshop held in honor of the historian Benjamin Arbel in 2015. It offers research on early modern Venetian rule from the perspective of both the ruling elite and their subjects, providing a relational framework structured around ships, merchants, officials, urban life, information, and cultures from the mainland to the Mediterranean.

This book has five parts. It opens with a biographical note on Benjamin Arbel (a leading expert on the Venetian Empire). The editors then focus on the historiography of the Venetian Empire, proposing to de-contextualize it and interpret the multiple facets of the Venetian realm (city-state, republic, territorial state, empire).

The first part discusses the building of the Venetian Empire. Monique O'Connell defends the view that Renaissance orations in honor of the doge used the term «empire» ambiguously. In fact, in 1476 the ducal *promissione* prohibited celebrating the newly elected doge with grandiloquent speeches. The Venetian state undoubtedly feared that its republican polity would be distorted with the advent of the printing press. Deborah Howard demonstrates how the Venetians' particular attachment to their buildings often differed from the «utopian dreams» set out in the architectural treatises. While the categorization of a building as «old» was enough to justify an architectural renovation, the positive meaning of «antique» and «venerable» guaranteed an architectural style that was typically Venetian. Franz-Julius Morche highlights a collection of letters in which Marino Morosini informed his son-in-law in Vicenza of all the events taking place in Venice over a period of almost two years. There is even a detailed account of the battle of Maclodio (1427), suggesting a growing interest in political news among a growing audience.

The second part focuses exclusively on Venetian identity. According to David Jacoby, Venice recognized its citizens, subjects, and naturalized foreigners with vague terminology. Commercial opportunities favored their inclusion in the Venetian social network, which often came into conflict with the authorities of Byzantium, Cilician Armenia, and Cyprus. Raines Dorit states that access to the Venetian patriciate was equally challenging. After losing Crete, many Cretan noble families returned to the lagoon city, claiming equal rights with the Patricians. The Republic once again avoided «adopting a clear policy» (p. 171) because their presence on the island could be significant in the future and complicated their legal legitimacy.

The third part investigates the ways in which the Venetian Empire impacted its subjects' daily life and business. For Marianna Kolyvā and Gerossimos Pagratis, the Siguro and Verghis families took advantage of Venetian rule to promote their political and economic agenda in the sixteenth century. Both families were successful thanks to their connections with Venetian officials, their involvement in trade relations with the Ottoman Empire, and their role as intermediaries between the Serenissima and the Sublime Porte. From a cultural perspective, Tassos Papacostas reinterprets Giandomenico Martoretta's sixteenth-century madrigals as a shared vehicle for the

Cypriot aristocracy to mark its social distinction and appreciation of Venetian lifestyle. In contrast, Nicholas S. Davidson highlights the complex religious coexistence in the *Stato da Mar*, where most of the subjects followed the Orthodox religion. Venice oscillated between papal intransigence and tolerance, in a concerted effort not to lose the loyalty of its Greek subjects.

The fourth part focuses on ports, ships, and men in the Venetian Empire. Reinhold C. Mueller's chapter examines a fifteenth-century device on the castle of San Nicolò in Lido, which served to warn ships entering and leaving the Venetian port. Renard Gluzman, meanwhile, discusses the *navi veneziane*, which were identified by the flag of Saint Mark and built in the Dogado. The Jewish physicians and surgeons in Crete gave accounts of people's movement into and out of the Venetian Empire. Giacomo Corazzol situates their expansion around the middle of the fourteenth century, thanks to the high level of Catalan immigration that also influenced Jewish medical practices in the fifteenth century.

The fifth part shows how material culture was equally important in shaping the Venetian Empire. Housni Alkhateeh Shehada traces the fourteenth-century trade in gyrfalcons. The birds originated in Iceland and were transported by Hansa merchants before being traded by Venetians in the eastern Mediterranean. The Mamluk court greatly appreciated gyrfalcons; indeed, Venetian diplomats used them to appease their counterparts in Egypt. Nathalie Rothman focuses on the material and diplomatic importance of Venetian gifts in the seventeenth-century Venetian-Ottoman context. Her preliminary research on cash books used to log daily expenses provides evidence of an institutional archive to support the turnover of Venetian *bailii* in Istanbul. Maria Pia Pedani (recently passed away), meanwhile, gives an account of the life of Michiel Membrè, a well-known interpreter in sixteenth-century Venice. Thanks to his language skills that were put to use during the Ottoman missions, he became an important part of Venetian society and was posthumously honored in an altarpiece in the Venetian church of San Felice.

Finally, *Cultures of Empire* shows that most Venetian subjects were attracted to the cultural trends that were so fashionable in Venice, which emerged as a capital city in its own right. The Venetian economic and institutional networks facilitated the movement of people and goods across the Eastern Mediterranean, providing its most entrepreneurial subjects with global connections. The Patricians in Palazzo Ducale often appeared to respect the local balance of power (primarily political and religious) but jealously guarded the privileges they had achieved in 1297. As a result, conservative tendencies characterized the Venetian Empire, with rulers avoiding its fragmentation and encouraging its rigidity. The example of Venetian-Cretan families serves to illustrate how the empire's once-admired stability gradually evolved into political stagnation. This book gives an insight into the contradictory, unpredictable, and pragmatic nature of the Venetian Empire, which functioned according to late-medieval logic at a time when other empires had already embraced the modern age.

Marina Cavallera, Silvia A. Conca Messina, Blythe Alice Raviola (eds.) Le vie del cibo

Review by: Flavia Tudini



Editors: Marina Cavallera, Silvia A. Conca Messina, Blythe Alice Raviola

Title: Le vie del cibo. Italia settentrionale (secc. XVI-XIX)

Place: Roma

Publisher: Carocci

Year: 2020

ISBN: 9788843076352

URL: http://www.carocci.it/index.php?option=com_carocci&task=schedalibro&Itemid=72&isbn=9788843076352

Citation

F. Tudini, review of Marina Cavallera, Silvia A. Conca Messina, Blythe Alice Raviola (eds.), *Le vie del cibo. Italia settentrionale (secc. XVI-XIX)*, Roma, Carocci, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/le-vie-del-cibo-flavia-tudini/>

Il libro curato da Marina Cavallera, Silvia A. Conca Messina e Blythe Alice Raviola si inserisce in un contesto storiografico che recentemente è stato soggetto a una rinnovata attenzione, quello della storia dell'alimentazione, superando i confini di una circolazione limitata a pochi esperti e specialisti del tema, confrontandosi sempre più con altre discipline e, soprattutto, rispondendo alla domanda di pubblicazioni sul tema della cultura del cibo da parte del grande pubblico. Le stesse curatrici osservano infatti come negli ultimi anni non solo in Italia ma anche a livello europeo si siano moltiplicati progetti internazionali, associazioni, convegni sul tema dell'alimentazione, stimolando la pubblicazione di monografie e articoli sulle più prestigiose riviste nazionali e internazionali. Il libro si inserisce quindi in questo ampio e composito contesto, con l'intento di indagare i caratteri, le dinamiche e le problematiche legate al cibo [p. 13] nell'Italia settentrionale – in particolare in Lombardia, Piemonte e Liguria – analizzati nel lungo periodo dal Cinquecento fino al Novecento. La prospettiva proposta dalle curatrici ha una forte impronta economico-sociale, che considera l'evolversi dei processi produttivi di beni essenziali per la vita dell'uomo [p. 22] approfondendo la dimensione storica dei fenomeni legati al campo dell'alimentazione, sulla scia degli importanti studi di Piero Camporesi e Massimo Montanari. Data l'eterogeneità dei contributi, per tematiche e periodizzazione, le stesse curatrici si sono impegnate nella contestualizzazione e descrizione delle domande di ricerca che hanno dato vita al lavoro, mettendole in luce in una lunga e ricca parte introduttiva. Il libro prende le mosse dagli stimoli provenienti dalla contemporaneità, in particolare da Expo 2015, nonché delle iniziative legate al mondo del Food nella città di Milano e apre all'analisi della storiografia e metodologia legata alla storia dell'alimentazione. Svelando la chiave di lettura del volume al lettore, Blythe Alice Raviola mette in evidenza il filo rosso che collega tutti i saggi: il «cibo in movimento» [p. 31]. Questo tema viene quindi considerato sotto diversi aspetti, da quelli agricoli, economico-commerciali, normativi fino all'analisi dell'evoluzione secolare delle pratiche sociali e culturali connesse all'alimentazione.

Il volume è diviso in cinque parti tematiche di lungo periodo, introdotte da alcune considerazioni storiografiche generali. Come in un antico ricettario, le prime tre sezioni trattano alimenti particolari, occupandosi della loro produzione e circolazione: *Alla base della vita: acqua e sale, Cereali, pane e vino, Carne, pesce e latticini*. Le ultime due parti, *Novità e tradizione in tavola* e *Homo Edens: la rappresentazione*, affrontano invece alcuni aspetti sociali e culturali legati all'alimentazione: i cibi e prodotti considerati di lusso (come caffè e cioccolata), il galateo, le mode e gli usi alimentari, nonché le loro rappresentazioni iconografiche e letterarie.

La prima parte è dedicata al sale, all'acqua e al ghiaccio, prodotti indispensabili per la conservazione degli alimenti che, in una prospettiva di movimento, devono essere raccolti, trasportati e commercializzati nelle grandi città. Compongono questa prima sezione i saggi di Giorgio dell'Oro, Blythe Alice Raviola, Giulia Beltrametti e Anna Maria Stagno.

La seconda parte è dedicata, invece, alle principali risorse agricole del Nord Italia che hanno consentito la sopravvivenza alimentare della popolazione, permettendole di superare i periodi di crisi e carestia: cereali, pane e vino. In questo caso, il movimento del cibo è identificato con la produzione e il commercio di questi alimenti fondamentali, al quale si accosta anche la prospettiva normativa delle

magistrature urbane relativa ai prezzi, alle tariffe e al controllo sociale sugli effetti del bere. Questa parte è composta dai saggi di Matteo di Tullio, Marina Cavallera, Fabrizio Costantini, Germano Maifreda, Agnese Visconti, Stefano Levati.

La terza parte, speculare alla seconda, tratta di cibi di origine animale fondamentali nell'alimentazione delle popolazioni dell'Italia settentrionale, qui presa in esame: carne, pesce, latticini. Si analizza tutta la filiera, dalla produzione o macellazione, al commercio fino al consumo, senza dimenticare di affrontare le problematiche connesse alla conservazione, all'igiene e alle norme che permettevano il mantenimento dell'ordine pubblico. La sezione si compone dei saggi di Giorgio Dell'Oro, Agnese Visconti e Silvia A. Conca Messina.

La quarta parte affronta l'argomento dei prodotti di lusso e del loro utilizzo nelle cucine e sulle tavole delle élite europee, osservandone la circolazione regionale. In collegamento a questi temi, poi, si volge l'attenzione al cerimoniale e agli apparati riguardanti il cibo nelle corti e all'evoluzione del galateo. Compongono questa sezione i saggi di Alessandra Mita Ferraro, Franca Varallo, Nicoletta Calapà, Claudio Russo.

La quinta parte, infine, si occupa dell'ostentazione del cibo e della sua rappresentazione in opere letterarie o artistiche, in una prospettiva di movimento evolutivo a partire dalle descrizioni rinascimentali e barocche. La sezione è composta dai contributi di Laura Facchin e Andrea Leonardi.

Attraverso un'attenta analisi della storia dell'alimentazione nel Nord Italia, il libro permette riflessioni sullo sviluppo delle filiere produttive, dei circuiti economici, delle reti commerciali e delle pratiche socio-culturali connesse al cibo mettendo in luce come la Pianura Padana, sebbene sia uno spazio geografico circoscritto, possa costituire uno specchio del più ampio contesto italiano ed europeo. Inoltre, la scelta di una cronologia di lungo periodo, dal Cinquecento al Novecento, offre una prospettiva dinamica del cibo, sempre «in movimento» attraverso l'evoluzione delle tecniche produttive, del trasporto e della rappresentazione degli alimenti nella società umana, fino ad approdare all'attualità. Il tema della nutrizione di Expo 2015, l'industria agroalimentare e l'esaltazione del Made in Italy sono oggi i percorsi verso una nuova e dinamica apertura al tema dell'alimentazione in una prospettiva globale le cui radici storiche si intravedono però fin dalla prima età moderna, quando il primo chicco di caffè, il primo pomodoro e molti altri prodotti del Nuovo Mondo cominciarono a circolare in Europa modificandone i gusti, oggi alla base della nostra cultura alimentare.

Il libro risulta essere quindi un'importante interpretazione di un tema, quello della storia dell'alimentazione, oggetto di una reinterpretazione storiografica, cui fornisce un valido contributo grazie alla solidità metodologica e all'originalità interpretativa.

Alessandra Quaranta

Medici-physici trentini nella seconda metà del Cinquecento

Review by: Vincenzo Tedesco

Alessandra Quaranta
*Medici-physici trentini
nella seconda metà del Cinquecento*
Sapere medico, identità professionale
e scambi cultural-scientifici con le corti asburgiche



Authors: Alessandra Quaranta

Title: Medici-physici trentini nella seconda metà del Cinquecento. Sapere medico, identità professionale e scambi cultural-scientifici con le corti asburgiche

Place: Trento

Publisher: Università di Trento. Dipartimento di Lettere e Filosofia

Year: 2019

ISBN: 9788884438713

URL: <https://www.libreriauniversitaria.it/medici-physici-trentini-seconda-meta/libro/9788884438713>

Citation

V. Tedesco, review of Alessandra Quaranta, *Medici-physici trentini nella seconda metà del Cinquecento. Sapere medico, identità professionale e scambi cultural-scientifici con le corti asburgiche*, Trento, Università di Trento. Dipartimento di Lettere e Filosofia, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://ar-isig.fbk.eu/issues/2021/2/medici-physici-trentini-nella-seconda-meta-del-cinquecento-vincenzo-tedesco/>

Negli ultimi decenni il filone di ricerca sulla storia della medicina nella prima età moderna ha attirato l'interesse di diversi storici di mestiere, soprattutto di scuola anglosassone. Lo ricorda bene l'autrice del saggio che qui si recensisce, che, nelle prime pagine, segnala i nomi di alcuni dei maggiori studiosi in questo campo, tra cui Andrew Cunningham, Ian Maclean, Richard Palmer, Nancy G. Siraisi. La storiografia italiana ha, invece, talvolta trascurato le indagini sulla cosiddetta «Ars longa», come viene notoriamente definita la medicina riprendendo la traduzione latina di un aforismo ippocratico, riutilizzato alcuni anni fa da Giorgio Cosmacini per intitolare una fortunata opera di sintesi generale. Certo, esistono anche diversi studi specifici di rilievo su argomenti di varia natura, che spaziano dalla formazione del personale specializzato all'organizzazione dell'assistenza sanitaria, dall'evoluzione delle conoscenze a coloro che ad essa hanno fornito il loro apporto nel corso dei secoli; ne sono prova le ricerche compiute da Andrea Carlino, Sandra Cavallo, Carlo M. Cipolla, Sabrina Minuzzi, Alessandro Pastore, Concetta Pennuto, Valentina Pugliano, soltanto per citare alcuni nomi. Tuttavia, ad oggi, al di là di queste e di altre importanti eccezioni, vi è ancora molto da fare per ricostruire il vastissimo ed estremamente sfaccettato panorama della prassi sanitaria in diverse aree della penisola italiana e, soprattutto, delle numerose figure professionali di addetti ai lavori.

Il saggio di Alessandra Quaranta intende contribuire a colmare questa lacuna rinnovando la storiografia con uno studio chiaro e approfondito su alcuni importanti medici-naturalisti (o meglio *physici*, come giustamente li chiama l'autrice), provenienti dall'area del Principato Vescovile di Trento, che lavorarono prevalentemente nei territori imperiali. L'arco cronologico preso in esame è più vasto di quanto indicato nel titolo ed è compreso tra gli anni Trenta del Cinquecento e la prima metà del Seicento, un periodo vivace che presenta anche alcuni momenti cruciali, come la frammentaria presenza dell'assise conciliare, che catalizzò su Trento l'attenzione di numerose personalità di spicco e del loro *entourage*, che annoverava al suo interno anche alcuni tra i più noti medici dell'epoca.

Numerosi sono i professionisti le cui vicende vengono delineate con dovizia di particolari (soprattutto nel Cap. 1): dalla poco documentata generazione tardo-quattrocentesca di Angelo Balduini, Girolamo Ricci e Andrea Marini a quella successiva, per la quale si conserva un buon numero di fonti, di Andrea Gallo, Francesco Partini e Ottaviano Rovereti, fino a Bartolomeo Guarinoni e Giulio Alessandrini, che svolsero il ruolo di medici imperiali nella seconda metà del XVI secolo, e Ippolito Guarinoni (figlio di Bartolomeo) che, nei primi anni del XVII secolo, ebbe in cura il convento imperiale di Hall. Particolarmente interessanti risultano le pagine dedicate a Pietro Andrea Mattioli (1501-1578), uno dei medici-botanici più celebri del tempo a livello europeo, curatore della traduzione del *De materia medica* di Dioscoride Pedanio, alla quale aggiunse una serie di discorsi, commenti e annotazioni che resero l'opera una delle

più utilizzate, tradotte e riedite della prima età moderna. Mattioli, di origine senese, fu a lungo al servizio del principe-vescovo di Trento Bernardo Cles e strinse rapporti di amicizia e collaborativi con diverse personalità del luogo, tra i quali vi furono anche colleghi, come Francesco Partini e Pietro Merenda, che lo coadiuvarono nel lavoro di naturalista; lo stesso nipote, il medico trentino Giovanni Odorico Melchiori, lo assistette continuamente nella revisione dei *Discorsi*, consolidando un rapporto che, da parentale, si evolse in un vero e proprio *patronage*.

Le relazioni interpersonali intessute dai medici, che in diversi casi costituirono solide basi per migliorare la loro stessa condizione sociale e lavorativa, sono analizzate nei successivi capitoli, dedicati ai rapporti con le autorità politiche e con i colleghi (Cap. 2), nonché con i pazienti, alcuni dei quali rivestivano ruoli importanti nella società: è il caso, ad esempio, del barone Niccolò Madruzzo, fratello del principe-vescovo Cristoforo, il quale, malato di sifilide, venne sottoposto alle cure di Partini, che non esitò a chiedere un consulto sul caso ad Antonio Grotti (Cap. 3). Da rilevare come la ricerca faccia emergere non solo i legami di amicizia individuale e professionale, ma anche i momenti di disaccordo che inevitabilmente si verificavano tra i medici e che talvolta sfociavano in aperte rivalità; lo si evince con chiarezza, per esempio, dall'amicizia di Mattioli con Ulisse Aldrovandi che si raffreddò progressivamente e dai rapporti scientifici dello stesso Mattioli con altri uomini di scienza, come Conrad Gesner, Amato Lusitano (João Rodriguez) e Melchior Wieland, che degenerarono in dispute di durata pluriennale.

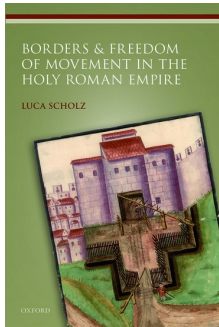
Un tema estremamente rilevante affrontato nel volume, anche in rapporto alle tendenze storiografiche più recenti, è quello dei medici trentini in quanto emigrati e mediatori culturali (Cap. 4). I numerosi spostamenti che caratterizzarono il *cursus studiorum* e l'attività professionale dei «medici-physici» che si formavano a Padova (non disponendo di una adeguata sede in patria) e poi, dal Principato Vescovile di Trento, si spostavano alle corti di Vienna, Praga e Innsbruck, li rendono infatti decisamente adeguati ad approfondire le dinamiche della circolazione della cultura e della forza lavoro altamente qualificata in età moderna.

In definitiva, si tratta di uno studio ricco di particolari innovativi, che si sofferma con profitto sulle dinamiche che potremmo definire di storia sociale senza però trascurare gli aspetti prettamente scientifici, i quali contribuiscono a delineare con precisione il panorama medico-sanitario a livello locale, ma anche – soprattutto per ciò che attiene ai dibattiti tra i dotti – in prospettiva europea. Alle numerose fonti inedite, reperite in vari archivi e biblioteche dell'area nord-italiana e mitteleuropea, si unisce una vasta bibliografia internazionale sugli argomenti via via presi in esame. Nel complesso, questo libro costituisce certamente un tassello di cui si dovrà tenere conto per una maggiore comprensione di alcuni aspetti chiave della storia della medicina nella prima età moderna e dei suoi principali attori.

Luca Scholz

Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire

Review by: Rosa Salzberg



Authors: Luca Scholz

Title: Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire

Place: Oxford

Publisher: Oxford University Press

Year: 2020

ISBN: 9780198845676

URL: <https://global.oup.com/academic/product/borders-and-freedom-of-movement-in-the-holy-roman-empire-9780198845676?cc=it&lang=en&>

Citation

R. Salzberg, review of Luca Scholz, *Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire*, Oxford, Oxford University Press, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/borders-and-freedom-of-movement-in-the-holy-roman-empire-rosa-salzberg/>

The Holy Roman Empire in the early modern period was an extremely complex political entity; a patchwork of over three hundred small states and principalities. For this reason, as Luca Scholz shows, the Old Reich presents an «exceptionally rich historical laboratory for studying the history of free movement and its restriction» (p. 2), as these numerous small polities struggled to monopolize the benefits, and minimize the potential risks of people and goods moving through their jurisdictions.

In this impressive and important book, Scholz zooms in and out between the micro-scale (examining how mobility was negotiated by ordinary people on the roads and rivers of specific territories) and the broader canvas of the Empire. This allows him to bring into sharper focus the crucial role of mobility in early modern state formation. In particular, he is able to trace the way in which early modern German states strove to monopolize what the sociologist and historian John Torpey has called «the legitimate means of movement». When considering early modern mobility, however, Scholz argues that we need to shed our contemporary obsession with state borders as «closable membranes» regulating migration. Instead, we should shift our attention towards «channels, corridors, and checkpoints»: the critical sites and thoroughfares where freedom of movement was negotiated between travellers, migrants, local officials and settled communities. While «boundaries feature prominently on our maps of the Holy Roman Empire», Scholz notes, «they did not pose a particular obstacle to most travellers until the mid-eighteenth century» (p. 127).

Taking a cue from contemporary literature of the «mobilities turn», Scholz provides a wealth of evidence for the many different types of movement that animated early modern states, and for the very many reasons that authorities at the time tried to not only control but also to channel, protect or promote this mobility through their territories. These motives ranged from economic incentives (customs and tolls exacted on both goods and people) to the wish to impede the passage of 'undesirable' groups and the need to contain the spread of diseases. Just as now, not all people on the move were treated equally: the regulatory mechanisms that early modern states developed and honed collectively created «a discriminatory regime of mobility that privileged the movements of certain social groups (such as princes and their households) over others (such as foreign merchants or Jewish persons)» (p. 20).

Several of the book's chapters shed light on some of the various practices and forms of infrastructure used by early modern authorities in their attempts to manage mobility. In particular, Scholz highlights the ritual of safe conduct, which evolved in this period from a form of protection for eminent or at-risk travellers to a politically-charged and fiscally lucrative tool of government; an important opportunity for rulers to express their sovereignty. Nonetheless, as he highlights, the practice of escorting travellers through a territory also constantly provoked disputes, between neighbouring authorities over where one jurisdiction ended and another began, and also with local

populations who were called upon (and who were often unwilling) to take part in processions and sometimes to provide food and lodging for people on the move.

Scholz's research also provides evidence for the increasing importance of paper forms of documentation in the control of pre-modern mobility; he looks especially at letters of passage, which gave their bearers the right to move unmolested or exemption from tolls or duties. Again, however, he demonstrates how the use and effectiveness of these kinds of instruments of control were subject to extensive negotiation on the ground, with an important part played by petty officials and other local figures such as innkeepers, in facilitating or impeding the movements of different kinds of travellers.

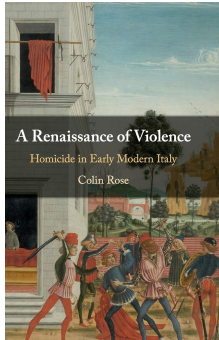
Indeed, a particularly valuable aspect of Scholz's book is the way in which he examines the actions of rulers and governments alongside the role of low-level officials and local communities in policing or promoting that movement, while also making efforts to recover how ordinary people experienced the act of moving in this period. Vivid examples he has unearthed from the archives include a baker grumpy about being forced to get up early to participate in the ceremonial escort of some ships returning from the Frankfurt trade fair; acts of violence and vandalism against toll columns or turnpikes in protest against tariffs and restrictions on movement; and a particularly memorable, profanity-ridden exchange between one traveller and the lowly official requesting to see his colleague's passport.

This work is grounded in extensive archival research and illustrated by wonderful contemporary images, such as detailed drawings and paintings produced as evidence in disputes over particularly crucial thoroughfares or hubs of movement. While the final chapter examines early modern legal and philosophical debates about freedom and control of movement, Scholz also illuminates his findings throughout the book by engaging closely with recent literature from the social sciences and contemporary history. Notably, too, he synthesizes a vast amount of German-language scholarship on these topics, making it accessible to a wider public.

Colin Rose

A Renaissance of Violence

Review by: Umberto Cecchinato



Authors: Colin Rose

Title: A Renaissance of Violence. Homicide in Early Modern Italy

Place: Cambridge

Publisher: Cambridge University Press

Year: 2019

ISBN: 9781108627948

URL: <https://www.cambridge.org/core/books/renaissance-of-violence/1F105AABE8101D2D374C91CE7A97C8F8>

Citation

U. Cecchinato, review of Colin Rose, *A Renaissance of Violence. Homicide in Early Modern Italy*, Cambridge, Cambridge University Press, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/a-renaissance-of-violence-umberto-cecchinato/>

Un rapporto di fine Seicento informò i capi del Consiglio dei Dieci di Venezia sul numero di omicidi avvenuti tra il 1674 e il 1689 a Vicenza e nel suo territorio: in totale 1.333 tra uomini e donne^[1]. Tradotto in parametri attuali, per quel periodo si registra in media un tasso di 50 omicidi all'anno. Un valore altissimo rispetto a quello odierno: l'ultima stima rileva per l'Italia intera un tasso di 0,58^[2]. Parte della storiografia spiega questo declino con la teoria del processo di civilizzazione di Norbert Elias: nel Cinquecento, la progressiva interiorizzazione delle buone maniere e centralizzazione del potere statale diedero avvio alla lenta decrescita della violenza interpersonale in Europa. Per i sostenitori di questa interpretazione – che continua a stimolare un vivace dibattito – la penisola italiana è un grattacapo: un territorio con elevati livelli di civilizzazione registra tassi di violenza impressionanti. *A Renaissance of Violence* affronta il problema studiando 700 fascicoli processuali istituiti dal tribunale bolognese del Torrione in undici anni, tra il 1600 e il 1700. La magistratura, attiva dal 1536 e nota per la ricchezza del suo fondo archivistico, era strumento della centralizzazione del potere papale: all'inizio del Seicento, proponendosi come efficace risoltrice nella negoziazione delle dispute, era riuscita a pacificare le fazioni nobiliari che avevano insanguinato Bologna nei secoli precedenti.

Il libro è organizzato in sei capitoli. Nel capitolo centrale, attraverso un'analisi statistica dei casi raccolti, Rose ricostruisce la curva degli omicidi commessi nel territorio cittadino e in quello rurale durante il XVII secolo. Un moto ondulare, con un picco tra 1632 e 1660 che testimonia la 'rinascita' della violenza in un periodo in cui essa dovrebbe diminuire in virtù del processo di civilizzazione. I dati presentati, lungi dal presentare una "mera storia quantitativa della criminalità", aprono interessanti scorci sulla natura degli omicidi^[3]: i tempi in cui avvenivano, la condizione, l'età e il genere di aggressori e vittime, il tipo di armi usate, le relazioni esistenti tra gli attori coinvolti. L'autore sfata il mito del carnevale come periodo più cruento dell'anno, dimostrando che i mesi in cui si verificavano più omicidi erano quelli estivi: i dati riecheggiano le parole del predicatore medievale Domenico Cavalca, per il quale i delitti si concentravano dal «tempo da Pasqua di Resurrezione insino all'autunno»^[4]. Altri importanti riflessioni riguardano la violenza subita e inferta dalle donne: nel quarto capitolo Rose ne studia le cause sociali e culturali, mettendo a nudo i pregiudizi sulla figura femminile – alcuni purtroppo attualissimi – che caratterizzavano la retorica giudiziaria.

Le cause della rinascita della violenza di metà secolo sono approfondite negli ultimi due capitoli. Nel 1632, la peste lacerò il tessuto sociale bolognese, riducendo la popolazione rurale del 20%, quella cittadina del 25%. La fiducia nelle istituzioni diminuisce a causa delle restrizioni ai movimenti e al blocco del commercio, che riducono in povertà molte famiglie: allora come oggi, molti preferivano rischiare il contagio piuttosto che finire sul lastrico. La realtà economica cambia drasticamente: in ambito rurale, campi arabili prima occupati tornano disponibili e la morte dei patriarchi manda in miseria le famiglie di mezzadri; in città, le gerarchie che regolavano i

rapporti sociali sono sovvertite e la morte di molti anziani lascia giovani rampolli alla guida delle famiglie nobili. La violenza torna a essere la strategia più diffusa per realizzare ogni tipo di obiettivo: si uccide per il possesso di un cappello con cui ripararsi dal sole durante il lavoro, per punire un rivale in affari, per decidere sull'uso di un'eredità a scapito dei fratelli. Antichi odi rinascono e le lotte tra fazioni, cui il Torrione sembrava aver messo fine, riprendono. Nel 1660, la violenza registra il suo picco nell'area urbana: i nobili, bravi al seguito, ingaggiano battaglia ogniqualvolta sentano la propria posizione minacciata.

Rose dimostra una profonda conoscenza della genesi dei fondi archivistici del Torrione e della prassi giudiziaria bolognese. Il libro è scritto in modo chiaro e scorrevole, adatto a diversi tipi di pubblico. I primi due capitoli forniscono un ottimo orientamento a chi volesse iniziare lo studio della violenza interpersonale. L'introduzione riorganizza efficacemente le diverse correnti interpretative adottate dalla storiografia; il secondo capitolo descrive, con sguardo antropologico, la genesi e il funzionamento di un tribunale di antico regime in un importante periodo di sviluppo istituzionale, mettendo a nudo il suo ruolo nella pacificazione dei conflitti.

Gli specialisti del settore apprezzeranno il contributo decisivo al dibattito sulla decrescita della violenza. Rose dimostra che civilizzazione e ricorso alla violenza, lungi dall'escludersi a vicenda, convivevano; descrive una società in cui la violenza era presente nei rapporti di tutti i giorni. Lo studio invita ad adottare nuove prospettive storiografiche e a guardare ai cosiddetti «petty crimes»^[5]: il passato avrebbe molto da dire sulle dinamiche della violenza interpersonale che caratterizza tuttora i rapporti sociali in alcuni parti del mondo.

[1] S. Carroll, *Revenge and Reconciliation in Early Modern Italy* in «Past & Present», 233, 2016, 1, pp. 101-142, qui p. 108.

[2] Tra 1663 e 1727 la popolazione della città di Vicenza è costantemente attorno ai 25.000 abitanti, quella del contado intorno ai 150.000. Si veda G. Mometto, *Per una storia della popolazione in età moderna*, in E. Barbieri - P. Preto (edd), *Storia di Vicenza*, III/1, Vicenza, Neri Pozza Editore, 1989, pp. 1-27, qui p. 15-16. Il dato odierno, pubblicato dall'Istituto Nazionale di Statistica il 05.03.2020, si riferisce al 2018. <https://www.istat.it/it/archivio/239321>.

[3] Sull'uso statistico delle fonti giudiziarie si veda O. Niccoli, *Perdonare. Idee, pratiche, rituali in Italia tra Cinque e Seicento*, Laterza, Roma-Bari, 2007, pp. 27-29.

[4] D. Cavalca, *Il pungilingua di fra Domenico Cavalca ridotto alla sua vera lezione da Monsignor Giovanni Bottari*, Milano, Giovanni Silvestri, 1837, p. 247.

[5] R. Gould, *Collisions of Wills. How Ambiguity about Social Rank Breeds Conflict*, Chicago IL, University of Chicago Press, 2003.

19th Century

Salvatore Rigione

Sulle tracce di una mitografia italiana della razza nella rincorsa coloniale

Review by: Renato Mazzolini



Authors: Salvatore Rigione

Title: Sulle tracce di una mitografia italiana della razza nella rincorsa coloniale

Place: Pisa

Publisher: Edizioni ETS

Year: 2020

ISBN: 9788846756763

URL: http://www.edizioniets.com/scheda.asp?n=9788846756763&from=&fk_s=

Citation

R. Mazzolini, review of Salvatore Rigione, *Sulle tracce di una mitografia italiana della razza nella rincorsa coloniale*, Pisa, Edizioni ETS, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/sulle-tracce-di-una-mitografia-italiana-della-razza-nella-rincorsa-coloniale-renato-mazzolini/>

Molte opere storiografiche hanno analizzato il ruolo svolto dal concetto di «razza» nel corso dell'Ottocento. Esso è stato utilizzato non solo per distinguere e classificare le popolazioni umane della Terra da un punto di vista naturalistico, ma anche come nozione storiografica sia per spiegare grandi mutamenti storici e conflitti tra popolazioni, sia nella creazione di identità nazionali quali quella inglese, francese, tedesca e nord-americana. Scarsa attenzione, invece, è stata rivolta all'uso di tale termine nell'Italia dell'Ottocento e del primissimo Novecento. Di qui la rilevanza della monografia di Salvatore Rigione che, sulla base di una scrupolosa analisi di numerosi testi di quel periodo, è giunto a mostrare come la nozione di «razza» abbia costituito uno sfondo teorico di legittimazione del colonialismo italiano di fine Ottocento. L'opera di Rigione è una storia delle idee fortemente ancorata, tuttavia, sia alle vicende politiche del tempo sia agli indirizzi culturali prevalenti. Il volume è diviso in due parti: la prima copre il periodo che va dalla fase preunitaria agli anni Settanta dell'Ottocento, mentre la seconda comprende l'ultimo trentennio del XIX secolo fino ai primissimi anni del Novecento.

L'autore prende in considerazione la ricorrenza e il significato del termine «razza» negli scritti di numerosi autori tra i quali Gioberti, Mazzini, Balbo, Mancini e Luigi Campo Fregoso, nella prima parte, e Giovanni Bovio, Niccola Marselli, Raniero Paulucci di Colboli, Lombroso, Mantegazza e Morselli nella seconda.

La prima parte del volume riempie, a mio avviso, un importante vuoto storiografico relativo alla diffusione del termine «razza» nella cultura italiana della prima metà dell'Ottocento. In un periodo in cui gli storici italiani ponevano in luce come nell'Italia pre-romana la penisola fosse stata abitata da stirpi diverse e come, dopo la caduta di Roma, essa fosse stata invasa da razze diverse, qui interessa segnalare la posizione di Giuseppe Mazzini. Questi, infatti, già nel 1833 sostenne contro i federalisti che nell'Italia a lui coeva non esistesse né una pluralità di razze, né conflittualità tra le razze. Inoltre, ritenne che in Italia si fosse verificato un «convegno di tutte le razze» e che esse si fossero cancellate tra loro: «vinti e vincitori si fusero in un solo popolo. Le risse si quietarono nella tomba». Mazzini ribadì il concetto nel 1839 attribuendo la fusione delle razze alla «potenza assorbente dell'elemento italiano» per la quale «razze così opposte come i Goti e i Longobardi non poterono resistervi più d'uno o due secoli».

Analogamente a Mazzini anche Vincenzo Gioberti vide nella mescolanza delle razze la caratteristica principale della popolazione italiana per cui la considerava la più cosmopolita delle nazioni. Per lui gli italiani costituivano una comunità di fede, di missione e di destino provvista di un primato morale e civile che le derivava anche dall'antico «ingegno pelasgico», ovvero dal «tipo più perfetto dell'ingegno caucasico». Negli anni Quaranta dell'Ottocento, Gioberti formulò una visione bio-politica della nozione di «razza» enfatizzando la «disparità fisiologica delle razze» e la superiorità delle popolazioni bianche e caucasiche a discapito di quelle di colore. Inoltre sostenne che agli Stati italiani spettasse il compito di stabilire, come gli altri europei, delle colonie con il duplice scopo di

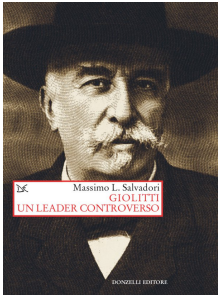
civilizzare ed evangelizzare i popoli colonizzati.

Nella seconda parte del volume l'autore mostra come tra gli intellettuali italiani la concezione della razza sia stata più ibrida e complessa rispetto a quella di numerosi autori stranieri. L'idea di una superiorità morale o di una superiorità naturale delle popolazioni italiane venne infatti sostenuta solo da alcuni e non divenne mai un patrimonio culturale collettivo. L'idea di nazione, invece, perse il suo valore universalistico per trovare applicazione esclusivamente al contesto europeo. Da questo punto di vista è sintomatica la parabola del giurista e uomo politico Pasquale Stanislao Mancini. Egli fece parte di quella diaspora di intellettuali meridionali che si stabilirono a negli anni Cinquanta a Torino, città nella quale ricoprì la prima cattedra di Diritto pubblico esterno e internazionale. Nella celebre prelezione del 1851 egli proclamò quale verità fondamentale del diritto delle genti il principio di nazionalità, di cui la razza, «espressione di un'identità di origine e di sangue», costituiva una componente essenziale. Un principio più volte ribadito negli anni successivi e atto a legittimare giuridicamente l'unificazione della penisola. Tuttavia, quando tra il maggio del 1881 e il giugno del 1885 egli ricoprì la carica di ministro degli Affari Esteri, non mancò di stipulare nel 1882 il trattato della Triplice alleanza in stridente contrasto con gli ideali risorgimentali e – seppure con la massima cautela – di favorire il primo insediamento coloniale italiano con l'acquisto della baia di Assab da parte dello Stato italiano e la presa di Massaua. Quest'ultima si poneva in flagrante antitesi al principio universalistico di nazionalità, senonché l'argomento del giurista era che tale principio valesse per i popoli civili e non «per tribù selvagge e semi-barbare». Il colonialismo era, secondo Mancini, una forma di «tutela degli incapaci» e quindi il principio di nazionalità perdeva il suo carattere universalistico acquisendo invece una valenza esclusivamente eurocentrica. Nel dibattito parlamentare del 7 maggio 1885 Ruggero Bonghi osservò con ironia che non solo le popolazioni dell'Abissinia e del Sudan non erano barbare, ma anche che avevano capito «che gli Stati europei hanno un solo e buon mezzo per incivilirli: quello di annientarli». Nonostante la presa di posizioni di uomini politici come appunto Bonghi, il razzismo predominò nella cultura italiana di fine Ottocento divenendo una forte premessa ideologica all'espansionismo coloniale in Africa. Quanto alla diffusione delle classificazioni razziali nell'Italia dell'Ottocento rimane, a mio avviso, ancora da analizzare l'opera dei naturalisti italiani e, soprattutto, la sua propagazione nella manualistica scolastica e tra gli storici della seconda metà del secolo.

Contemporary History

Massimo L. Salvadori Giolitti

Review by: Luigi Giorgi



Authors: Massimo L. Salvadori

Title: Giolitti. Un leader controverso

Place: Roma

Publisher: Donzelli

Year: 2020

ISBN: 9788855220989

URL: <https://www.donzelli.it/libro/9788855220989>

Citation

L. Giorgi, review of Massimo L. Salvadori, Giolitti. Un leader controverso, Roma, Donzelli, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aroi-isig.fbk.eu/issues/2021/2/giolitti-un-leader-controverso-luigi-giorgi/>

L'ultimo libro di Massimo Salvadori ha un titolo esplicativo di un problema ampio e parzialmente attuale, cioè l'esercizio della leadership in politica e i problemi che ciò comporta. Non esiste infatti una attività di e da leader che non lasci, nel suo svolgersi, e per giunta in più campi, scontenti, avversari, critici. Naturalmente tale affermazione è da intendersi nell'ambito democratico e delle libertà fondamentali.

Il ritratto che Salvadori traccia di Giovanni Giolitti, più volte presidente del Consiglio dell'Italia liberale, si muove sostanzialmente su questa linea, nella prospettiva delle difficoltà di gestione introdotte non solo da una leadership individuale, ma dal complesso di una classe dirigente che si trovò a costruire l'Italia. Al di là del motto di D'Azeglio, non pochi erano i problemi in atto e in potenza. Primo fra tutti la necessità di creare cittadinanza di fronte al crescere del protagonismo delle cosiddette masse, delle esigenze popolari di una società fondamentalmente agricola ma che si muoveva verso una prospettiva industriale. Fenomeno che portò, quasi naturalmente, allo stratificarsi fra le maglie sociali, che si allargavano sempre più, di una sorta di coscienza di classe fra i lavoratori. Questo accadde in un movimento non omogeneo, che anche al proprio interno scontava divisioni, lacerazioni e problemi.

La leadership giolittiana non riuscì a livellare (o forse non volle), pur nell'inclusione, frastagliata, del popolo nei meccanismi di partecipazione democratica, le sperequazioni presenti fra i ceti sociali e sui territori, soprattutto fra nord e sud. Oltretutto operò, anche nella sua stagione più 'aperturista' e socialmente qualificata, attraverso la costruzione di una fitta trama di rapporti elettorali, poggiata su funzionari dello Stato e costruita nelle pieghe della macchina dell'amministrazione territoriale. Quest'ultima diventò un architrave di pratica spicciola e di consenso. Egli si definì più volte sia conservatore sia progressista allo stesso tempo: «conservatore perché difensore della istituzioni politiche ed economico-sociali esistenti; progressista e riformatore perché, guardando con realismo e apertura alle rapide trasformazioni della società e dell'economia contemporanee e alle loro implicazioni, pensava che primario problema da affrontare fosse quella che non si stancò di definire l'«irresistibile» ascesa delle masse lavoratrici il cui nucleo dinamico era costituito dagli operai delle fabbriche moderne, prendendo atto che la sua amata democrazia rurale di piccoli proprietari non poteva più costituire il fondamento di una società nella quale il capitalismo industriale e finanziario rappresentava il nucleo propulsore» (pp. 16-17)

Un quadro in chiaroscuro sia politico sia economico-sociale, quello che Salvadori propone, che Giolitti provò a compensare, non solo in modo interessato, ma per una sostanziale convinzione strutturale, con l'apertura dei processi decisionali ed elettorali a una più ampia partecipazione.

Questo di fatto non riuscì, perché non fu sufficiente. Vi era un difetto di lettura, soprattutto dopo la guerra di Libia. L'Italia che si muoveva e che cresceva produttivamente, mantenendo tare difficilmente estirpabili, non ritenne soddisfacente l'azione dello statista di Dronero. Il tentativo di nazionalizzare le masse non riuscì. Giolitti, ricorda l'autore, non fu in grado di sostenere e padroneggiare: «in anni che videro acuirsi fortemente le agitazioni politiche e gli scioperi, l'urto alimentato congiuntamente dall'emergente presenza del Partito socialista delle correnti antiriformistiche, del cattolicesimo di uno Sturzo deciso ad agire in diretto contrasto al sistema giolittiano,

delle tendenze aggressive degli imprenditori di fronte al movimento operaio e dei nazionalisti orientati in senso autoritario e imperialistico» (p. 45).

Dopo la Prima guerra mondiale, che lo vide contrario, e che gli costò, scrive Salvadori, una sorta di 'esilio in patria', egli tornò al potere in un paese strutturalmente modificato e in continua mobilitazione: «La democrazia, che Giolitti aveva creduto potesse stingere le parti sociali e politiche in un patto di solidarietà, si rivelò un elemento di scatenamento delle contrapposizioni. Da allora in poi tutti i fattori in gioco si posero contro il piano giolittiano di rinascita nazionale» (p. 53).

Di fatto, come scrisse Gabriele De Rosa, Giolitti vedeva i fascisti ma non il fascismo. Ma con lui altri di una classe dirigente che per una difficoltà generale di 'postura' nei confronti delle masse che ormai reclamavano una più diretta partecipazione, e anche della democrazia come l'avevano conosciuta, non riuscì a trovare rimedi alla violenza fascista e a quella che in generale imperversava nel paese. Pensava che una benevola *captatio* dei fascisti ne avrebbe depotenziato la carica eversiva e sovversiva. Di questo, scrive l'autore, non si accorsero, fondamentalmente, tranne alcune eccezioni, neppure le altre correnti culturali e politiche del paese. Quasi tutti giudicarono il movimento mussoliniano come transitorio.

Interessante il capitolo nel quale Salvadori indaga la figura di Giolitti attraverso confronti a due con altri leader. Giolitti vs Sturzo, Salvemini, Togliatti, Turati, Albertini, ecc.: quasi a indicare come fattore determinante delle fortune o delle sfortune generali di una stagione politica la capacità di intessere relazioni anche personali, oltre che riflessioni e compatibilità complessive.

Salvadori ci conduce dentro un tema generale: la gestione del potere, con i suoi limiti e pregi, di fronte a una società che muta. Innanzitutto, nella sua pratica amministrativa e di consenso, in seguito di fronte alla complessità di un cambiamento che si struttura economicamente, socialmente e politicamente. E i tentativi di compensarlo, il più possibile, o meno, laddove crei differenze e sperequazioni.

Andrea Bonoldi, Andrea Leonardi, Cinzia Lorandini (eds.)
Wartime and Peacetime Inflation in Austria-Hungary
and Italy (1914–1925)

Review by: Maddalena Guiotto



Editors: Andrea Bonoldi, Andrea Leonardi, Cinzia Lorandini

Title: Wartime and Peacetime Inflation in Austria-Hungary and Italy (1914–1925)

Place: Stuttgart

Publisher: Franz Steiner

Year: 2019

ISBN: 9783515124546

URL: <http://www.steiner-verlag.de/reihe/view/titel/61829.html>

Citation

M. Guiotto, review of Andrea Bonoldi, Andrea Leonardi, Cinzia Lorandini (eds.), Wartime and Peacetime Inflation in Austria-Hungary and Italy (1914–1925), Stuttgart, Franz Steiner, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/wartime-and-peacetime-inflation-in-austria-hungary-and-italy-19141925-maddalena-guiotto/>

Tutti i paesi che presero parte alla Prima guerra mondiale dovettero fare i conti con un'inflazione più o meno intensa che continuò anche dopo la guerra e in alcuni casi divenne iperinflazione. Vi erano stati alcuni episodi inflazionistici abbastanza importanti anche in precedenza, spesso collegati a guerre o a grandi sconvolgimenti politici, ma l'intensità e la durata dell'inflazione durante e dopo la Grande guerra erano di un ordine completamente diverso.

Questo recente volume collettaneo prende in esame il fenomeno nella Monarchia asburgica e negli Stati successori di Austria e Ungheria da un lato e nel Regno d'Italia dall'altro. Erano paesi che durante il conflitto furono accumunati dal destino di essere l'uno il «vero nemico» dell'altro e che nel dopoguerra si riavvicinarono, sebbene nella nuova condizione di squilibrio venutasi a creare tra il Regno d'Italia e la neonata piccola Prima Repubblica austriaca. L'Italia apparteneva al fronte dei paesi vincitori ed era in grado di esercitare il potere di influenza o di pressione tipico di una grande potenza nei confronti del suo vicino ormai assai più debole militarmente, politicamente, economicamente e anche psicologicamente, considerata la diffusa sfiducia interna e le forti correnti favorevoli all'annessione alla Germania. Il deprezzamento straordinario della corona austriaca nel dopoguerra era in fondo anche conseguenza di uno sviluppo psicologico. Vi era infatti nel paese una totale mancanza di fiducia. È questo il giudizio di un accorto osservatore contemporaneo, riportato da Andrea Bonoldi nella breve ma efficace Introduzione.

I saggi raccolti in questo volume, che è nato dallo scambio di idee in occasione di un *workshop* internazionale del novembre 2016 organizzato presso il Dipartimento di Economia e Management dell'Università degli Studi di Trento, si propongono di descrivere e spiegare in una prospettiva comparata le dinamiche inflazionistiche in Austria-Ungheria e Italia, concentrandosi anche sugli effetti politici e sociali del fenomeno e sulle misure messe in atto per contenerlo.

Nel periodo bellico Austria-Ungheria e Italia – paesi comparabili per PIL pro capite e struttura economica – registrarono un'inflazione più elevata rispetto agli altri paesi in guerra ad eccezione della Russia. Questo perché nei due paesi le necessità impellenti della guerra si scontrarono con una struttura produttiva relativamente sottosviluppata, con un sistema fiscale e finanziario rigido e con restrizioni considerevoli (anche se diverse) rispetto agli scambi con l'estero. Sebbene Austria-Ungheria e Italia avessero compiuto notevoli progressi nei decenni prebellici in termini di PIL pro capite e di struttura economica, permaneva un forte divario rispetto alle economie

più avanzate. Questo è quanto emerge da alcuni saggi del volume, in particolare da quello di Anatol Schmied-Kowarzik su economia di guerra e commercio illecito e sull'esaurimento economico dell'Austria-Ungheria dalla metà del 1916 alla fine della guerra, di Ágnes Pogány sul caso dell'Ungheria in fatto di inflazione e stabilizzazione finanziaria in guerra e in pace, di Andrea Leonardi su sforzo bellico, processo inflazionistico e azioni della Banca d'Italia e di Andrea Bonoldi su economia bellica e postbellica, politica e inflazione in Austria-Ungheria e Italia dal 1914 al 1924.

Per far fronte alle spese di guerra l'Austria-Ungheria poteva ricorrere a un aumento dell'imposizione fiscale solo in misura limitata. Nel suo saggio sul finanziamento bellico austro-ungarico tra assorbimento del potere d'acquisto e inflazione, Richard Lein descrive in dettaglio come l'emissione di prestiti di guerra mobilitasse ingenti risorse, ma poiché queste riuscivano a soddisfare solo parzialmente il fabbisogno finanziario si ricorse all'aumento della circolazione monetaria sospendendo le leggi che limitavano il prestito allo Stato da parte delle banche nazionali. Così nel 1918 il volume della carta moneta era aumentato rispetto al 1913 di quasi quattro volte in Italia e di oltre tredici volte nell'Austria-Ungheria.

Alla fine del 1917 nel caso dell'Austria pesò fortemente nel processo di inflazione l'estrema difficoltà di mantenere le scorte alimentari. Nel suo contributo Schmied-Kowarzik avanza l'ipotesi piuttosto ardita che un fattore decisivo nella perdita del potere d'acquisto della corona austriaca fosse l'interruzione del sistema di approvvigionamento interno con la diffusione del baratto e del mercato nero.

Anche se è vero che l'inflazione in tempo di guerra era più virulenta nella monarchia danubiana che in Italia, le cause del fenomeno erano in gran parte simili. Tuttavia, dopo la guerra entrarono in gioco altri fattori e la perdita di potere d'acquisto delle valute seguì rotte diverse. L'Italia riuscì in pochi anni a frenare le dinamiche inflative in misura considerevole. In Austria e in Ungheria invece l'inflazione proseguì fino a diventare iperinflazione, principalmente a causa della debolezza delle istituzioni politiche e dei mercati finanziari, della lenta ripresa della produzione e degli obblighi derivanti dai trattati di pace, ma anche per la mancanza di fiducia della gente e dei mercati internazionali nella capacità di tenuta dei sistemi economici e istituzionali.

Come dimostra Walter Iber nel suo saggio su inflazione, iperinflazione e ricostruzione finanziaria in Austria dal 1914 al 1925, l'Austria riuscì a liberarsi dalla trappola dell'iperinflazione solo grazie al sostegno esterno, quando intervenne la Società delle Nazioni. Con un accordo firmato a Ginevra il 4 ottobre 1922 i governi britannico, francese, italiano e cecoslovacco si impegnarono a concedere un prestito di 650 milioni di corone d'oro. Nonostante l'innegabile successo della stabilizzazione, Iber sottolinea che l'effetto complessivo sull'economia austriaca fu tuttavia controverso e alcuni gravi problemi strutturali rimasero irrisolti.

Sebbene per alcuni aspetti l'Ungheria si fosse comportata diversamente dall'Austria dopo la guerra, anche questo paese sperimentò un'iperinflazione, seppure più tardiva di quella austriaca, tra il 1923 e il 1924. Ágnes Pogány ne descrive le cause e il successivo processo di stabilizzazione basato su un accordo del dicembre 1923 che seguiva in gran parte le linee dell'operazione austriaca.

Anche in Italia l'inflazione non cessò con la fine della guerra, anche se non assunse una forma tanto drammatica quanto in Austria e in Ungheria, come sottolinea nel suo contributo Andrea Bonoldi. Emerge dal saggio di Andrea Leonardi che nel dopoguerra l'Italia continuò ad avere bisogno di risorse materiali e finanziarie dall'estero per far fronte alla ricostruzione e alle spese di annessione dei territori conquistati.

Sulle politiche industriali di guerra e del dopoguerra in Italia riferisce Eleonora Belloni. Con il coordinamento statale alcuni settori industriali italiani conobbero una rapida crescita durante la guerra, stimolati dall'aumento della domanda militare. Tuttavia, alla fine del conflitto alcuni marcati squilibri finanziari e problemi di sovradimensionamento crearono serie difficoltà per gli anni successivi.

Come si augurano i curatori, i saggi raccolti nel volume contribuiscono sia ad approfondire la conoscenza di un periodo cruciale nella storia di Austria, Italia e Ungheria sia a migliorare la comprensione dell'inflazione come fenomeno storico. Sono inoltre un riuscito esempio di cooperazione scientifica e scambio intellettuale tra storici italiani, austriaci e mitteleuropei nel settore della storia contemporanea.

Sonia Residori

Nessuno è rimasto ozioso

Review by: Alessandro Salvador



Authors: Sonia Residori

Title: Nessuno è rimasto ozioso. La prigionia in Italia durante la Grande Guerra

Place: Milano

Publisher: FrancoAngeli

Year: 2019

ISBN: 9788891787231

URL: https://www.francoangeli.it/Ricerca/scheda_libro.aspx?Id=25724

Citation

A. Salvador, review of Sonia Residori, Nessuno è rimasto ozioso. La prigionia in Italia durante la Grande Guerra, Milano, FrancoAngeli, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/nessuno-e-rimasto-ozioso-alessandro-salvador/>

Lo studio della Prima guerra mondiale ha visto un rinnovato interesse in occasione degli anni del centenario, e in coda allo stesso. La questione della prigionia, in particolare, è stata riconsiderata in termini sia quantitativi, cioè di nuovi studi, sia qualitativi, con un'attenzione sempre più marcata verso l'impatto che questa ha avuto non solo sui prigionieri stessi, ma anche sui paesi belligeranti, sulle società e sulle economie.

Il libro in questione, si propone di analizzare come, in Italia, il sistema della prigionia si sia sviluppato in una complessa macchina organizzativa per gestire grandi masse di soldati nemici e trasformarli in una risorsa per il paese in guerra. Nel fare ciò, l'autrice ha analizzato una vasta, e invero complessa, quantità di fonti archivistiche. I processi che erano sottesi alla cattura, alla logistica e alla gestione di ampi gruppi di prigionieri di guerra non sono di facile analisi. Nel caso della Prima guerra mondiale, gli Stati belligeranti si trovarono spesso in situazione di parziale o totale inadeguatezza, nell'affrontare una problematica inedita, trattandosi del primo conflitto di massa su larga scala su suolo europeo.

La ricerca storiografica internazionale, di cui l'autrice riferisce puntualmente, ha sottolineato le maggiori problematiche che gli Stati interessati dovettero affrontare, le «deviazioni» da un diritto internazionale che mirava a tutelare i prigionieri, e le diverse strategie messe in atto per trasformare un enorme problema logistico ed economico in una potenziale opportunità.

In questo studio, focalizzato sulla realtà italiana, la complessità del problema emerge chiaramente, così come vengono evidenziati anche i fattori che, inevitabilmente, legavano gli eventi al fronte con ciò che accadeva lontano dai combattimenti.

I primi due capitoli analizzano la situazione del «sistema concentrazionario» nella Grande Guerra. Il primo capitolo, in particolare, fornisce un quadro decisamente utile e sintetico sulla situazione nei vari teatri di guerra e sulle difficoltà sottese all'organizzazione del crescente numero di prigionieri in arrivo dal fronte. Altrettanto funzionale risulta la panoramica sulle normative, internazionali e nazionali, e sull'allestimento e l'evoluzione del sistema dei depositi per prigionieri in Italia. La descrizione delle diverse strutture, piuttosto dettagliata, è integrata molto efficacemente con considerazioni sulla condizione morale e fisica dei prigionieri.

Nell'analizzare le considerazioni e le circostanze che portano alla creazione di un complesso sistema per la gestione e lo sfruttamento dei prigionieri come forza lavoro, nei successivi due capitoli, l'autrice prosegue nel suo approccio, molto proficuo, di premettere una panoramica sulla situazione internazionale, prima di scendere nel dettaglio descrivendo il contesto italiano. Ciò si rivela ancor più importante perché aiuta a comprendere come la gestione dei prigionieri sia legata a fattori internazionali, nonché oggetto di una battaglia di propaganda tra paesi belligeranti. Particolarmente interessanti, nel descrivere il sistema messo in atto per gestire la manodopera dei prigionieri di guerra in Italia, risultano le considerazioni sulla conflittualità sociale, che emergeva con chiarezza, e sulle motivazioni politiche e strategiche sottese a questo sistema.

I successivi capitoli, con la medesima dettagliata cura, descrivono piuttosto bene come le mutate situazioni del conflitto, in particolare dopo Caporetto, abbiano portato a un ripensamento delle modalità di sfruttamento dei prigionieri di guerra, sia nel renderli più coinvolti in opere di interesse bellico sia, successivamente, nel perseguire la strada dello sfruttamento delle divisioni nazionali in seno al nemico, per reclutare reparti combattenti.

I due capitoli conclusivi, infine, hanno il merito di mettere ordine nella caotica situazione successiva all'armistizio. Vengono resi efficacemente non solo il peggiorare delle condizioni dei prigionieri, soprattutto quelle igienico-sanitarie, ma anche le difficoltà nel gestire i rimpatri nei frammentati ex imperi nemici, dove lotte di confine ed eventi rivoluzionari stavano creando instabilità alle quali l'afflusso degli ex prigionieri poteva contribuire. Analoga attenzione è dedicata alla riluttanza da parte del governo italiano nel liberare alcune tipologie di prigionieri, in particolare quelle che, destinate a rimanere nelle nuove province italiane, potevano rappresentare un problema sul piano politico.

In generale, quindi, questo volume offre un quadro dettagliato, ben strutturato e ben documentato sugli aspetti della prigionia in Italia, soprattutto quelli legati alle questioni economiche. Da questo punto di vista, ritengo che si tratti di un lavoro importante, soprattutto per il grande lavoro di scavo archivistico e per la capacità di mettere ordine nel caos.

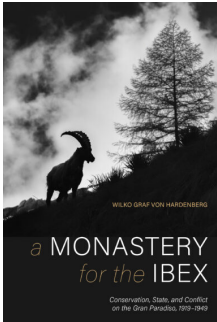
Manca, forse, una conclusione articolata, che aiuti a trarre un bilancio generale dal dettagliato quadro presentato nel corso del volume. Se, da un lato, è apprezzabile il fatto di far parlare le fonti e di istituire un ordine narrativo all'interno del caos amministrativo, si percepisce la mancanza di un aspetto più analitico, che aiuti a comprendere come questa ricerca si collochi nell'attuale storiografia e quali nuovi prospettive potrebbe aprire. Dal punto di vista editoriale, infine, una bibliografia e un elenco finale delle fonti sarebbero risultati interessanti, soprattutto per chi dovesse approcciare questo libro come ausilio ad ulteriori ricerche. Sempre in termini di fruibilità, la traduzione dei lunghi passi citati in francese, potrebbe renderne più agevole la lettura a chi non abbia familiarità con quella lingua.

Al netto di queste mie ultime osservazioni, tuttavia, si tratta di uno studio decisamente interessante, la cui lettura può fornire sia una valida base per ulteriori ricerche (la questione della prigionia femminile, accennata alla fine, merita sicuramente futuri approfondimenti), sia una scorrevole panoramica per appassionati e interessati alla storia della Prima guerra mondiale. Il maggior merito di questo lavoro è sicuramente quello di aver affrontato in modo sistematico il non facile tema dello sfruttamento economico, prima che militare, dei prigionieri di guerra. Una tematica spesso lasciata ai margini, non da ultimo per la complessità del lavoro archivistico necessario a costruirne uno studio coerente.

Wilko Graf von Hardenberg

A Monastery for the Ibex

Review by: Luigi Piccioni



Authors: Wilko Graf von Hardenberg

Title: A Monastery for the Ibex. A Conservation, State, and Conflict on the Gran Paradiso, 1919-1949

Place: Pittsburgh

Publisher: Pittsburgh University Press

Year: 2021

ISBN: 9780822946359

URL: <https://upittpress.org/books/9780822946359/>

Citation

L. Piccioni, review of Wilko Graf von Hardenberg, *A Monastery for the Ibex. A Conservation, State, and Conflict on the Gran Paradiso, 1919-1949*, Pittsburgh, Pittsburgh University Press, 2021, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/a-monastery-for-the-ibex-luigi-piccioni/>

Con *A Monastery for the Ibex. Conservation, State, and Conflict on the Gran Paradiso 1919-1949* Wilko Graf von Hardenberg corona almeno tre lustri di ricerche e di riflessioni sulle aree naturali protette dell'arco alpino, sul rapporto tra fascismo e ambiente e sul concetto di «nature state». Questa ricostruzione della storia dei primi trent'anni di vita del Parco nazionale del Gran Paradiso costituisce un evento di rilievo per diversi motivi.

Essa apre innanzitutto la stagione – che dobbiamo augurarci scientificamente fertile – delle celebrazioni per il centenario della riserva naturale alpina, istituita nel dicembre 1922 come prima area protetta italiana e una delle prime d'Europa. In secondo luogo si colloca all'interno di una recente fioritura di importanti opere sulla storia dei parchi naturali europei, il cui esempio più significativo è senz'altro *Creating Wilderness* di Patrik Kupper, la storia del Parco nazionale svizzero dell'Engadina uscita nel 2014 dopo la prima edizione in lingua tedesca del 2011.

A Monastery for the Ibex presenta tuttavia altre due caratteristiche non trascurabili. La prima è che compare direttamente in lingua inglese, segnalando così l'ulteriore consolidamento di una tendenza in atto ormai da un decennio grazie alla quale le storiche e gli storici dell'ambiente italiani stanno conquistando un'attenzione sempre maggiore sul mercato editoriale globale. A partire infatti da *Enclosing Waters* di Stefania Barca, uscito nel 2010, si è progressivamente ampliato il numero di buone monografie di autori e autrici italiane su soggetti italiani pubblicate in Gran Bretagna e negli Stati Uniti (Marco Armiero, Giacomo Parrinello, Gabriella Corona, Giacomo Bonan, Federico Paolini, lo stesso scrivente). La seconda caratteristica è che l'opera costituisce di fatto la prima ricostruzione generale della storia di un'area protetta italiana proveniente da uno storico 'di mestiere'. Chi scrive ha affrontato in più occasioni l'argomento ma mai in modo del tutto organico, mentre le formidabili ricostruzioni delle vicende delle riserve naturali dello Stelvio e dell'Adamello da parte di Franco Pedrotti discendono dagli sforzi di ricerca e di elaborazione di un grande studioso prestato alla storia dall'esterno, cioè dalla botanica. Anche questo può essere quindi considerato un significativo passo in avanti per la storiografia ambientale italiana.

A giudizio di chi scrive, *A Monastery for the Ibex* si giova e al tempo stesso soffre un poco del suo derivare da più filoni di ricerca. La grande competenza maturata da Hardenberg nel campo del rapporto tra fascismo e ambiente, nonché la sua attiva partecipazione al recente dibattito sul concetto di «nature state» gli hanno sicuramente consentito, infatti, di elaborare una visione più ricca e meno banale di una vicenda apparentemente marginale come quella del Parco nazionale delle Alpi occidentali. Al tempo stesso, tuttavia, il riferimento frequente a griglie teoriche ampie e ambiziose per interpretare le vicende descritte porta talvolta con sé il rischio di sovrareggere eventi e processi, di interpretarne il senso alla luce di contesti e di categorie metodologiche che non sono sempre pertinenti. Questo mi pare particolarmente vero in due ambiti, anche se si potrebbero addurre esempi relativi anche a qualche altro aspetto di minore importanza.

L'autore interpreta anzitutto molte delle vicende del Parco nazionale del Gran Paradiso alla luce di una volontà precisa e di specifiche politiche del regime fascista nel campo della tutela della natura e delle aree protette. La mia esperienza di ricerca al riguardo tende a farmi considerare molto debole questa prospettiva, suggerendomi al contrario che il fascismo mancò di una visione complessiva della tutela ambientale e che, ad eccezione dell'esperienza di Giuseppe Bottai, non attuò politiche organiche di conservazione della natura, tantomeno nel campo delle aree protette. Altro è probabilmente il discorso su politiche di gestione delle risorse naturali riguardanti le foreste, le acque o le bonifiche, ma qui siamo in campi distanti – teoricamente e praticamente – dalla tutela della natura e del paesaggio vera e propria.

Analoghi e almeno in parte sovrapponibili a quelli precedenti sono i problemi derivanti dall'ampio utilizzo della categoria di «nature state». Si tratta di un approccio teorico relativamente giovane, di cui l'autore si è fatto alfiere di recente insieme a Matthew Kelly, Claudia Leal ed Emily Wakild, curando il volume *The Nature State. Rethinking the History of Conservation* (New York, Routledge, 2017). La proposta è quella di rileggere le politiche di conservazione della natura come «modi in cui il governo e le sue agenzie hanno cercato di controllare, gestire o produrre la natura per ragioni diverse dal puro sfruttamento». Un approccio sicuramente interessante e fertile ma che ritengo debba essere adattato con cautela ed elasticità alle situazioni locali prese in esame al fine di evitare generalizzazioni improprie. Nel caso dei parchi nazionali italiani – e dunque non solo di quello del Gran Paradiso – una storia ormai secolare sembra far emergere via via una miriade di attori diversi in uno scenario in cui, perlopiù, il grande assente è propriamente lo Stato, cioè le istituzioni pubbliche, soprattutto nazionali. È questo un discorso lungo e del tutto aperto, sicuramente da riprendere nel contesto del centenario, ma mi sembrava onesto rilevare la difficoltà di applicare una categoria forte come quella di «nature state» in un ambito in cui le grandi istituzioni pubbliche sono state sistematicamente poco presenti, o presenti in modo effimero, oppure presenti in forme parziali e quasi private, come nel caso del prolungato tentativo dei forestali di conquistare e mantenere il controllo dei parchi nazionali essenzialmente per un interesse corporativo.

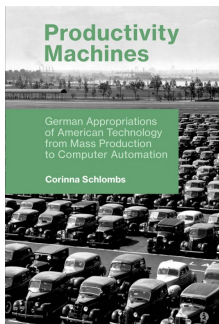
Formulate queste a mio avviso doverose avvertenze, con la piena consapevolezza della loro parzialità e discutibilità, va detto che *A Monastery for the Ibex* è un testo di grande solidità, ben documentato e sapientemente articolato. L'iniziativa per la costituzione del Parco nazionale del Gran Paradiso, negli anni tra il 1919 e il 1922, è illustrata in modo completo e approfondito, così come l'operato della Commissione amministratrice fino al suo scioglimento ad opera del fascismo nel 1933. Lo stesso vale per la successiva gestione da parte della Milizia Nazionale Forestale fino ai disastri della Seconda guerra mondiale e all'opera di salvataggio e di rilancio condotta da Renzo Videsott tra il 1944 e il 1949, anno della riconquistata autonomia amministrativa, con la quale la narrazione si chiude. Al di là di questo pur necessario svolgimento cronologico, Hardenberg ha cura di individuare e di isolare alcuni macro-temi strategici che sono in effetti quelli che maggiormente caratterizzano l'esistenza della riserva nel trentennio in esame: le forze in campo e le circostanze che conducono all'istituzione del Parco (*The Devil's Paradise. The Battle to Save the Ibex*), le modalità di gestione, i conflitti che ne derivano e la loro mediazione (*Managing Paradise. Structures of Conservation and Contexts of Conflict e Trouble in Paradise. Protests, Appeasement, and Hunting*), il ruolo riservato alla ricerca scientifica e il suo significato (*Knowing Paradise. The Role of Science in Preservation*) e infine l'influenza del fattore turistico (*Strangers in Paradise. Tourism and the Perception of Conservation*).

In conclusione credo si possa affermare che *A Monastery for the Ibex* proietti degnamente la storiografia sulle aree protette italiane in un contesto globale e che contribuisca positivamente a inaugurare la stagione delle celebrazioni del centenario delle aree protette italiane.

Corinna Schlombs

Productivity Machines. German Appropriations of American Technology from Mass Production to Computer Automation

Review by: Jacopo Ciammariconi



Authors: Corinna Schlombs

Title: Productivity Machines. German Appropriations of American Technology from Mass Production to Computer Automation

Place: Cambridge

Publisher: The MIT Press

Year: 2019

ISBN: 9780262537391

URL: <https://mitpress.mit.edu/books/productivity-machines>

Citation

J. Ciammariconi, review of Corinna Schlombs, *Productivity Machines. German Appropriations of American Technology from Mass Production to Computer Automation*, Cambridge, The MIT Press, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/productivity-machines-german-appropriations-of-american-technology-from-mass-production-to-computer-automation-jacopo-ciammariconi/>

Il concetto di «produttività» rappresenta un campo di studio e di ricerca di estremo interesse per gli storici e le storiche che si occupano della storia del capitalismo in età contemporanea, con valenze che si riverberano anche sulla nostra società attuale. Esso infatti è parte integrante della storia del capitalismo e dello sviluppo tecnologico e ha una sua forza normativa, che va al di là della semplice dimensione della produzione. Il volume di Corinna Schlombs *Productivity machines. German Appropriations of American Technologies from Mass Production to Computer Automation* porta nuove conoscenze e offre utili spunti di riflessione al riguardo. Tema del volume è l'analisi storica degli scambi di tecnologia nonché della cultura e delle idee della produttività nello spazio transatlantico tra il 1920 e il 1960. La Schlombs offre una ricostruzione della genesi storica del concetto di produttività negli Stati Uniti e della sua «esportazione» in Germania (e in generale in Europa) nell'ambito del contesto transatlantico e degli scambi avvenuti al suo interno. L'autrice parte dal presupposto teorico e metodologico che le tecnologie non siano oggetti neutrali ma che incorporino valori e visioni della società, di cui diventano veicoli di trasmissione. Nel libro vengono analizzate in particolar modo le «tecnologie della produttività», come ad esempio la produzione di massa fordista e i computer. Schlombs mostra come, non solo nel corso del tempo ma anche a seconda dei diversi attori coinvolti, il concetto di produttività abbia assunto significati differenti in un processo di continua negoziazione reciproca, ciò che lei definisce come «flexibility of productivity in the transatlantic context – that is, how different groups have seen productivity at different time, and how their views have changes over time» (p. 3).

Il volume si articola in due parti. La prima si concentra sui decenni precedenti alla Seconda guerra mondiale. Nel primo capitolo Schlombs ricostruisce l'origine del concetto di produttività in America, che viene rintracciato nell'elaborazione da parte del Bureau of Labor Statistics (BLS) negli anni Venti del XX secolo per osservare e misurare l'impatto delle nuove tecnologie, introdotte nella fine del XIX secolo, sulla produzione e sul lavoro (p. 41). Nel secondo capitolo vengono analizzati gli scambi di idee e modelli tecnologici nello spazio transatlantico tra USA e Germania. La seconda guerra mondiale è considerata come uno spartiacque, in seguito al quale gli Stati Uniti tentarono, attraverso il Piano Marshall, di proporre il proprio modello sociale agli Stati europei in fase di ricostruzione postbellica. In particolare il terzo e quarto capitolo sono dedicati all'analisi del Piano Marshall e in particolare del *Productivity Program*. Schlombs sottolinea come gli agenti americani si siano impegnati in un'opera di convincimento culturale rispetto alla superiorità della società americana con l'obiettivo di promuovere una «rivoluzione sociale» pacifica (p.105). In particolare gli agenti del Piano Marshall promuovevano un progetto sociale in cui l'aumento della produttività avrebbe permesso un aumento dei salari e quindi standard di vita

più elevati all'interno di un modello di pacificazione dei rapporti tra le classi (p. 134). Schlombs inoltre sottolinea anche il ruolo di imprese come la IBM e la Remington Rand, le quali collaborarono al programma e agirono come vettori delle tecnologie produttive elettroniche verso l'Europa. Alla IBM in particolare viene dedicato il settimo capitolo, in cui Schlombs analizza il ruolo dell'azienda americana come vettore di un modello particolare di *welfare* aziendale e di relazioni del lavoro in Germania all'interno delle sue filiali nel territorio tedesco. Nel quinto capitolo vengono analizzati il versante tedesco del rapporto transatlantico e le impressioni dei visitatori tedeschi rispetto alla produttività americana. A seconda degli osservatori e delle loro percezioni, secondo Schlombs, vennero sottolineati aspetti differenti della produttività americana. Un altro fattore che influenzò la ricezione in Germania delle tecnologie americane nel secondo dopoguerra fu il modello sindacale tedesco, costruito sul principio della «codeterminazione», come viene mostrato nel sesto capitolo. Nell'ultimo capitolo, infine viene analizzato il dibattito nei due paesi sulle tecnologie di automazione, soprattutto sulle tecnologie informatiche e sul computer. Anche qui emerse una differenza sostanziale: mentre negli Stati Uniti le tecnologie informatiche erano considerate un mezzo per aumentare la produttività e di conseguenza il livello di vita per tutti i cittadini, in Germania occidentale erano viste come un pericolo per l'occupazione. Da questo momento in poi, secondo Schlombs, «Automation in this way became a counterconcept to productivity» (p. 246).

Il libro della Schlombs fornisce un interessante esempio della fecondità di un approccio culturale alla storia economica, delle tecnologie, del lavoro e del capitalismo. L'autrice non si concentra sulle tecnologie in quanto tali, ma sui valori, sulle idee, sulle *Weltanschauungen* in esse incorporati e dei quali esse si fanno vettori di diffusione. Inoltre la Schlombs osserva come, a seconda degli attori, dei contesti geografici e sociali, dei momenti storici, questi valori e queste idee non rimangano mai uguali a loro stesse ma subiscano un processo di negoziazione e di ridefinizione, anche in base ai rapporti di forza. Nel quarto capitolo, ad esempio, viene sottolineato come all'interno del piano Marshall fossero presenti differenti concezioni della produttività in un processo di continua negoziazione dei valori intrinseci alle tecnologie produttive: mentre gli imprenditori sottolineavano il ruolo della libera impresa e della proprietà privata, i sindacalisti sottolineavano il modello di relazioni di lavoro collaborative (p. 132). Di particolare interesse nell'analisi di Schlombs è il ruolo delle percezioni: esse non sono considerate solo come idee astratte ma come dotate di una forza normativa e di capacità di influenzare i rapporti tra gli Stati (come nel caso dell'idea dell'eccezionalità americana) e la diffusione delle tecnologie nello spazio transatlantico. L'analisi della Schlombs abbraccia un ampio spettro di attori: dirigenti, managers tecnici, ingegneri, sindacalisti, politici. Questo volume costituisce anche un contributo allo studio della costruzione dell'egemonia mondiale americana nel XX secolo. Accogliendo gli impulsi storiografici a incorporare le tecnologie nello studio della storia delle relazioni internazionali, Schlombs si occupa di un tipo di tecnologie finora poco studiato nell'ambito delle relazioni internazionali, dove l'attenzione è più orientata alle tecnologie militari. Schlombs mostra come la diffusione e l'«esportazione» della produzione di massa di tipo fordista e poi le tecnologie informatiche abbiano costituito una forma di «soft power» per l'ascesa degli USA a potenza mondiale. Inoltre le tecnologie produttive e il loro portato valoriale e simbolico ebbero un ruolo non secondario nella definizione identitaria del mondo occidentale, sotto l'egemonia americana, seppur con differenti variazioni di capitalismi al suo interno, negli anni della Guerra Fredda in contrapposizione al mondo sovietico.

Schlombs evita però il rischio di una lettura unilaterale dei rapporti internazionali. Infatti, pur mostrando come nello spazio transatlantico lo scambio delle idee di produttività sia avvenuto soprattutto sull'asse ovest-est dagli USA alla Germania/Europa (p. 9), dal libro emerge come esse non siano state accolte passivamente in Germania. Se molti osservatori e attori rimasero affascinati dagli Stati Uniti e dal loro modello produttivo, Schlombs sottolinea quanto forte fosse in molti casi lo scetticismo sulla possibilità di riprodurlo in quanto tale in Europa. È il caso ad esempio di Carl Köttgen, ingegnere e dirigente della Siemens, il quale non riteneva che le condizioni di partenza dello sviluppo economico e tecnologico americano fossero presenti o riproducibili in Europa. Qui risiede, secondo l'autrice, una delle radici dello sviluppo differente dei capitalismi americano e tedesco, soprattutto dopo la fase della ricostruzione postbellica, nonostante il tentativo americano di esportare il proprio modello sociale con il Piano Marshall. I due capitalismi presentavano tuttavia un complesso *mix* di economia di mercato e intervento statale. La differenza sostanziale rimase però nei rapporti di classe e di lavoro: mentre negli USA la soluzione al conflitto sociale fu trovata nell'innalzamento dei salari, degli standard di vita e dei consumi, in Germania lo fu nel modello della codeterminazione.

Productivity Machines offre un contributo importante non solo alla storia delle tecnologie e delle culture tecnologiche ma anche delle relazioni internazionali. Inoltre contribuisce anche a delineare una «preistoria» delle trasformazioni del lavoro e della produzione attraverso l'introduzione delle tecnologie informatiche. Inoltre, dal punto di vista metodologico, rappresenta un interessante approccio culturale, attraverso l'analisi delle idee, delle culture e dei discorsi, alle dinamiche sociali ed economiche. Sarebbe interessante ampliare la periodizzazione considerata e sfruttare questo approccio per l'analisi di alcuni concetti centrali del modello economico e sociale postfordista, per comprenderne meglio genesi, diffusione ed implicazioni politiche, economiche e sociali^[1]. Soprattutto un'analisi storiografica della forza normativa di questi concetti e della loro capacità di produrre trend che abbiano un impatto e un'influenza sulle strutture della società^[2]. Ad esempio una riflessione storiografica sulla diffusione dell'idea e delle culture della flessibilità, nonché delle tecnologie produttive flessibili potrebbe risultare particolarmente feconda per la comprensione delle trasformazioni del mondo del lavoro europeo «dopo il Boom»^[3].

[1] Un esempio nella storiografia tedesca è il volume N. Frei - D. Süss (edd), *Privatisierung. Idee und Praxis seit den 1970er Jahren (Vorträge und Kolloquien, Bd. 12)*, Göttingen, Wallstein Verlag, 2012.

[2] Da questo punto di vista risulta fecondo l'approccio proposto dalla *Historische Trendforschung*. Si veda <https://tribes.hypotheses.org/historische-trendforschung>.

[3] A.D. Manteuffel - L. Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co, 2008.

Christoph Cornelißen, Dirk van Laak (eds.) Weimar und die Welt

Review by: Alexander Gallus



Editors: Christoph Cornelißen, Dirk van Laak

Title: Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik

Place: Göttingen

Publisher: Vandenhoeck & Ruprecht

Year: 2020

ISBN: 9783525356951

URL: <https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/geschichte-des-20.-jahrhunderts/55424/weimar-und-die-welt>

Citation

A. Gallus, review of Christoph Cornelißen, Dirk van Laak (eds.), Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/weimar-und-die-welt-alexander-gallus/>

Schon der Ort, der Deutschland zwischen 1919 und 1933 seinen Namen gab, vermittelt ein Gefühl von provinzieller Behaglichkeit. Weder Weltläufigkeit noch Großmachtambitionen schienen zentrale Eigenschaften von «Weimar» und der an diesen Namen gekoppelten Republik gewesen zu sein. Dabei gilt es eine wesentliche Ausnahme zu betonen; so will es die gängige Erzählung: Die Kultur blühte damals auf, war bunt und lebendig, die Metropole Berlin ein regelrechtes Babylon. Diese Chiffre schrieb erst jüngst bereits im Titel eine populäre Fernsehserie in geradezu emblematischer Weise fest. Detlev Peukert, der 1987 eine besonders originelle Geschichte der Weimarer Republik vorlegte und sie darin einer in die Krise geratenen «klassischen Moderne» zuordnete, erfasste den ebenso strahlkräftigen wie avantgardistischen Stilpluralismus jener Zeit, würdigte einen transatlantische Anleihen nehmenden «Amerikanismus», aber auch solche Tendenzen, die eine – vermeintlich höherwertige – «deutsche Kultur» gegen eine – angeblich verderbliche – «westliche Zivilisation» gegeneinander in Stellung brachten.

Selbst bei Peukert, und auch in den weiteren wichtigen synthetisierenden Studien zur Weimarer Republik, wirkt sie – sieht man einmal von internationalen (Kriegsfolgen-)Verträgen ab – wie ein gut eingegrenztes und abgeschottetes Areal. Das passt zu der gängigen Erzählung von der Geschichte der Zwischenkriegszeit als einer Phase der Deglobalisierung. Ob diese Sichtweise adäquat ist, dieser Frage haben sich erst in jüngster Zeit Historiker stärker zugewandt, die bislang eher konventionelle Betrachtungen zur Entwicklung der internationalen Politik angestellt und vergleichsweise wenig transnationale Verflechtungen und Transfers rund um die Weimarer Republik rekonstruiert haben.

Mit ihrem Band *Weimar und die Welt* bündeln Christoph Cornelißen und Dirk van Laak in programmatischer Absicht solche Perspektiven der Forschung, die einen vielfältigen und doch konzentrierten Blick auf «globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik» ermöglichen wollen. Schon vom Ansatz her ist dieses Vorhaben als innovativ einzuschätzen, weil es Licht auf einen blinden Fleck der insgesamt vitalen Weimar-Historiographie wirft. In ihrer Einleitung erörtern Cornelißen und van Laak die «(Ent-)Provinzialisierung Weimars», skizzieren den aktuellen Forschungsstand und schraffieren die Thesen und Themenfelder der verschiedenen Beiträge des Bandes. Zu Recht mahnen sie eine «Korrektur des zuweilen noch starken Selbstbezugs der Historiographie zu dieser Periode der deutschen Geschichte» (S. 21) an.

Neben den beiden Herausgebern sieht auch Gabriele Lingelbach das Globalisierungsthema aus der Vogelperspektive. Sie konstatiert ebenfalls Weimars «relative globalgeschichtliche Vernachlässigung» (S. 25) und sucht stichprobenartig Abhilfe zu leisten, indem sie menschliche Mobilität, transnationalen Wirtschaftsaustausch und Wissenschaftstransfers für die Weimarer Epoche untersucht. Am Ende steht ein «ambivalentes Bild von Globalisierungs- und Deglobalisierungstendenzen» (S. 47), ein Plädoyer für Differenzierung entlang gesellschaftlicher Subsysteme und in chronologischer Hinsicht für die verschiedenen Entwicklungsphasen der Weimarer

Republik. Auch seien stärker vergleichende Perspektivierungen nötig, um zu ermitteln, ob Deutschland im europäischen Setting damals eine Sonderrolle einnahm.

Die anschließenden Einzelstudien sind vier Schwerpunkten zugeordnet: «postkoloniale Orientierungen», «Richtungen der Orientierung», «Neue Medien, neue Inhalte» sowie «Verflechtungsarbeit». Jürgen Dinkel bilanziert antikoloniale Organisationen und deren Wirken, Birthe Kundrus nimmt postkoloniale, Andy Hahnenmann geopolitische Phantasiewelten von hoher Suggestiv- und Prägekraft in den Blick. Heidi Hein-Kircher spürt der Popularisierung deutsch-völkischer Sichtweisen in der Darstellung von «Grenz- und Auslandsdeutschen» in lexikalischen Würdigungen nach. Sabine Mangold-Will skizziert für die Weimarer Republik die Perzeption der Türkei, die mit Mustafa Kemal an der Spitze der Nationalbewegung eine Vorbildrolle entfalten konnte. Schließlich diene ein so wahrgenommener «Orient» in manchen Kreisen «als Projektionsfläche einer grundsätzlich global wünschenswerten, alternativen, ebenso modernen wie konservativen Ordnung aus Nation, Demos und politischem Tatmenschen» (S. 184).

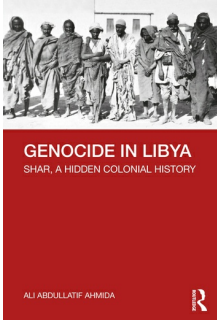
Für den per se grenzüberschreitenden Rundfunk hält Lu Seegers eine paradoxe Wirkung fest, ging mit der Internationalisierung doch ein Trend zur Regionalisierung einher. Am Beispiel des «Hamburger Hafenkonzerts», das via Kurzwellensender einen großen Widerhall bei deutschen Seeleuten in aller Welt fand, zeigt Seegers, wie sehr das Radio dazu diene, «Regionalkultur im transnationalen Raum zu konturieren» (S. 208). Martin Rempe, der Musik und Musikleben der Weimarer Zeit unter die Lupe nimmt, gelangt ebenfalls zu ambivalenten Ergebnissen und diagnostiziert für sein Untersuchungsfeld eine «Dialektik verflochtener Provinzialisierung» (S. 246). Maren Möhring erkennt im «Haus Vaterland», einem massenkulturellen, nicht selten folkloristischen – exotistische, rassistische und sexistische Stereotype bedienenden – Gastronomie- und Unterhaltungstempel im Herzen Berlins, ebenfalls ein «beredtes Beispiel für die Ambivalenzen von Öffnung und Schließung in einer durch den Ersten Weltkrieg dramatisch veränderten Welt» (S. 328). Auch für die wirtschaftliche Entwicklung beharrt Jan-Otmar Hesse auf der den Band durchziehenden Grunddiagnose von «Widersprüchlichkeit» (S. 348).

Nach der gewinnbringenden Lektüre von *Weimar und die Welt* heißt es jedenfalls von der auf den ersten Blick so plausiblen These der Deglobalisierung Abschied zu nehmen. Ungeachtet aller Mehrdeutigkeit war der radikal-nationalistische *backlash* ab 1933 allerdings ein indirekter Beleg dafür, das unterstreichen Cornelißen und van Laak, «wie stark die rasante Öffnung Weimars zur Welt tatsächlich ausgefallen war» (S. 20). Der als Teil der Schriftenreihe der «Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte» in bewährter Weise gründlich redigierte Band ist im Übrigen mit einem Personenregister versehen. Dies ist heute gerade im Falle von Sammelwerken eine löbliche Ausnahme. Man mag in der zusätzlichen Nachschlage-Möglichkeit ein Indiz dafür erkennen, dass *Weimar und die Welt* das Zeug zum Referenzwerk hat. In der Tat werden sich an ihm weitere Studien zur globalen Situierung und transnationalen gesellschaftlichen, kulturellen sowie politischen Verflechtung der ersten deutschen Demokratie orientieren können.

Ali Abdullatif Ahmida

Genocide in Libya

Review by: Luca Castiglioni



Authors: Ali Abdullatif Ahmida

Title: Genocide in Libya. Shar, a Hidden Colonial History

Place: London - New York

Publisher: Taylor & Francis (Routledge)

Year: 2020

ISBN: 9780367468897

URL: <https://www.routledge.com/Genocide-in-Libya-Shar-a-Hidden-Colonial-History/Ahmida/p/book/9780367468897>

Citation

L. Castiglioni, review of Ali Abdullatif Ahmida, *Genocide in Libya. Shar, a Hidden Colonial History*, London - New York, Taylor & Francis (Routledge), 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/genocide-in-libya-luca-castiglioni/>

Ali Abdullatif Ahmida's book *Genocide in Libya: Shar, a Hidden Colonial History* sets off from a clear premise: Italian armed forces carried out a genocide of Libyans all through the fascist colonial period (1929-1934). The word «genocide» is not thrown around lightly by historians or lawmakers, but Ahmida is adamant about it. Although he details his thesis in a volume that is not perfect, he brings to the table something unique, for which everyone in the field cannot but express gratitude: oral sources, the testimonies of the interned (pp. 77-112). Access to this source alone should give researches pause and compel historians of Italian colonialism to give a second look to the established narrative over Libya.

The author states that Italian actions in Libya fit the definition of genocide: «First, the intentionality of killing and, second, the policy of destroying physical, biological, and cultural patterns of life» (p. 3). Killing the herds of a nomadic people as punishment for disobedience (p. 62), fencing off the desert with barbed wire, requisitioning crops and lands to bring in Italian farmers, carrying out executions (p. 76): according to the author all these elements support the definitive accusation that Italians carried out a genocidal policy, not just a violent repression of anticolonial movements. Moreover, the author openly accuses Italians to have actively covered their brutal past under a complex net of silence, omissions and self-apologetic narratives.

The book's five chapters are not entirely original, nor of equal writing and research quality: Chapter I lays out the origin of the author's interest, his field work methodology and his attempts to gauge international public knowledge of the events.

Chapter II presents the densest arguments, which tend to return in later chapters, but it's very rigid and categorical, flattening the intricacies of the diverse and ever-evolving perspectives of the field of study on Fascist colonialism. The Regime appears to have no depth, no inner workings, made only of apical choices. The controversy of archive access is central: the author does not spare open accusations against Italian archives as accomplices of a coverup, framing their «unwillingness» to open files to historians in a perfect continuation with the lack of epuration of colonial administrators after World War II (p. 52). These accusations seem anachronistic, but the research for this book started in the late 1980s. Equally dated appear to be some of Ahmida's referenced works: he names del Boca and Roachat as the «two leading Italian historians who broke the official Italian and academic silence on the colonial internment» (pp. 26-27), which dates the whole research framework of this book. Since Del Boca's seminal work, historical studies regarding Italian colonialism have steadily increased in number and quality, filling the gap of knowledge between the events of Italian colonialism and their mostly removed public memory. The author accuses Italian scholarship of being Italo-centric – which is a correct assessment at times – but also of being apologetic and whitewashing the issue of Italian concentration camps, in so doing ignoring specific studies on Libya^[1] and scores of others. Also, the use of novelized movies to gauge Italian self-representation is rather specious at times (p. 54).

Where this book shows its full potential is in Chapter III: here the author frames his long field research work on oral histories into a

sociocultural reconstruction of the history of the victims of Italian actions. The author gathered the recollections of the victims of the Italians in Libya: their narratives and cultural constructs around it, introducing us to the concept of *Shar*, the evil caused by the Italians (p. 77). A narrative that challenges the top-down perspective of a colonial administration and tells the events from a local point of view: detailing the forced marches, the killing of animals, the acts of brutality carried out by the Italians and the inhuman disregard for the life or death of the Libyans in the camps. Even more interesting, Ahmida has gathered the songs and poems (pp. 179-186) stemming from this experience, the cultural framing of this traumatic experience for the survivors. A key source, thus far missing, that the author offers to scholars.

Chapter IV is also a very interesting contribution on the memory of the events, detailing how the memory of the camps was dealt with in Libya and abroad, although over-focusing at times on novelized movies to gauge Italian post-Fascist mentality and the awareness of Italian colonial past and atrocities (p. 116). One of the core theses of this book is also in this chapter: that Italian practices in Libya in the 1930s inspired Germany's own genocidal policies in the Holocaust, quoting a visit by Herman Göring to the colony as a pivotal moment, within a systematic practice of colonial knowledge transfer between the two axis powers (p. 120, p. 172). This knowledge transfer seems based more on circumstantial inference than documented proof, though.

This volume is not perfect. It is at times repetitive; it mixes media and historical works of different depth without proper critical framework; its bibliography is limited and, at times, outdated. But its conclusions point to a ground-breaking question: How to deal with a forgotten genocide (p. 168)? A very valid question, made even more pressing by the fact that Italian scholarship has objectively evolved in sensibility, acumen and sources from the 1970s, but the issue of the Libyan camps is still on the edge of historical narrative. This book could not be a more appropriate challenge to Italian perceptions of their past and responsibilities: despite some important flaws, it is a masterful example of a destabilizing research which, if properly read and critically framed, can be a great catalyzer for the entire field.

[1] N. Labanca, *La Guerra Italiana per la Libia (1911-1931)*, Bologna, Il Mulino, 2012, pp. 173-206.

Hagen Fleischer Chryssoula Kambas (ed.) Krieg und Nachkrieg

Review by: Paolo Fonzi



KRIEG UND
NACHKRIEG
Das schwierige deutsch-griechische
Jahrhundert



Authors: Hagen Fleischer

Editors: Chryssoula Kambas

Title: Krieg und Nachkrieg. Das schwierige deutsch-griechische Jahrhundert

Place: Göttingen

Publisher: Vandenhoeck & Ruprecht

Year: 2020

ISBN: 9783412517892

URL: <https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/geschichte-des-20.-jahrhunderts/54971/krieg-und-nachkrieg>

Citation

P. Fonzi, review of Hagen Fleischer, Chryssoula Kambas (ed.), *Krieg und Nachkrieg. Das schwierige deutsch-griechische Jahrhundert*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/krieg-und-nachkrieg-paolo-fonzi/>

Hagen Fleischer è una figura di riferimento per chiunque si occupi di storia della Grecia moderna, oltre che per molti storici del nazionalsocialismo e della Seconda guerra mondiale. Nato a Vienna e cresciuto nella Germania meridionale, Fleischer si è trasferito nel 1977 in Grecia dove, acquisita la cittadinanza di quel paese, ha insegnato presso le Università di Creta e di Atene fino al pensionamento. Obiettivo di questa raccolta antologica, comprendente testi apparsi per la maggior parte in greco o in inglese tra il 1981 e il 2016, è far conoscere al lettore tedesco, che ha già a disposizione nella propria lingua una ricca bibliografia dell'autore, l'attività scientifica di Fleischer nello spazio culturale ellenofono e internazionale.

Come sottolinea la curatrice Chryssoula Kambas, nel percorso di Fleischer l'«arido lavoro d'archivio» è stato sempre diretto ad una «applicazione mirata delle conoscenze storiche nel campo della politica» (p. 15). Oltre ad essere uno dei maggiori esperti della storia dell'occupazione tedesca della Grecia, con un'invidiabile padronanza di fonti scritte e orali, l'autore è, infatti, sempre stato molto presente nel dibattito pubblico. Si può certamente affermare che la sua attività scientifica e pubblicistica sia essa stessa parte della storia della memoria dell'occupazione narrata in alcuni dei saggi del volume. Fleischer è stato tra gli organizzatori del primo congresso su «Dittatura, Occupazione e Resistenza» tenutosi nel 1984 in Grecia, dove a causa della guerra civile questo tema era stato per decenni un tabù. Inoltre nel 2001, in qualità di esperto di una commissione istituita del governo Simitis, ha contribuito a riaprire il dibattito sulla restituzione da parte della Germania del «prestito di occupazione» contratto con la Grecia tra il 1942 e il 1944.

Gli undici contributi presenti nel volume, suddivisi in quattro sezioni, variano per natura e consistenza. Si va da un corposo saggio iniziale di quasi 100 pagine, traduzione del capitolo *Occupazione e Resistenza 1941-1944* dell'enciclopedia *Storia della nazione greca*, a testi di natura più occasionale. La prima sezione contiene quattro saggi dedicati all'occupazione e all'olocausto in Grecia. La seconda, intitolata *Continuità*, ospita contributi sulle relazioni tra Grecia e Germania in diversi periodi della storia contemporanea. A un'interessante disamina dell'immagine tedesca del politico cretese Eleutherios Venizelos tra le due guerre mondiali seguono un breve scritto che ricostruisce il ritardato riconoscimento, per lo più simbolico, da parte della BRD delle responsabilità tedesche nei confronti della Grecia, un contributo sulla politica culturale tedesca nella Grecia della giunta militare (1967-1974), uno scritto sui diversi percorsi della memoria dell'occupazione della Grecia nella BRD e nella DDR. E infine una ricostruzione sintetica di come la questione dei risarcimenti alle vittime tedesche in Grecia sia stata affrontata dai governi tedesco-occidentali dopo il 1945. La terza sezione, a carattere autobiografico, contiene una memoria in cui Fleischer ricorda la propria partecipazione alla commissione istituita nel 1987-1988 per far luce sul «Caso Waldheim», cioè sulle accuse mosse al presidente austriaco Kurt Waldheim per il suo coinvolgimento, in quanto ufficiale della Wehrmacht in Grecia, nei crimini nazionalsocialisti. Segue una sorta di piccola autobiografia in cui l'autore ricorda

in uno stile molto diretto la propria giovinezza nella Germania del dopoguerra e i primi anni della sua carriera accademica. Questo testo getta una luce interessante sulle origini del percorso intellettuale dell'autore. Fu negli anni Settanta che, in qualità di dottorando della Freie Universität di Berlino, vinte le resistenze del suo *tutor* Hans-Dietrich Looock, egli decise di dedicare la sua tesi all'occupazione nazionalsocialista della Grecia. A quei tempi, nonostante gli storici avessero cominciato a studiare le occupazioni nazionalsocialiste – lo stesso Looock pubblicò nel 1970 uno studio sulla Norvegia occupata – , la Grecia era considerata un teatro secondario e poco interessante. Fleischer ricorda come, sentiti i suoi propositi, il docente ribattesse che non valeva la pena spendere energie su «una nota a piè di pagina nella storia della guerra mondiale» (p. 341). Decisivi per la scelta controcorrente di Fleischer furono il diffuso clima di «resa dei conti» con le generazioni coinvolte nella politica del nazionalsocialismo e i movimenti di contestazione contro il regime dei colonnelli insediatosi in Grecia nel 1967. La dissertazione di Fleischer, pubblicata nel 1986 in tedesco presso l'editore Peter Lang con il titolo *Im Kreuzschatten der Mächte*, e apparsa due anni dopo in greco, costituisce ancora oggi un punto di riferimento per chiunque studi l'occupazione e la guerra civile in Grecia.

La quarta e ultima sezione dell'antologia contiene una bibliografia delle pubblicazioni di Fleischer in tedesco e in inglese. La curatrice ha ritenuto inutile includere i titoli in greco perché già raccolti in una *Festschrift* del 2015.

Un volume di questo tipo si presta poco a un giudizio unitario. Considerando la statura del curatore è scontato dire che i saggi sono tutti di notevole spessore e che anche gli scritti occasionali offrono – soprattutto a chi, come il recensore, si occupa di storia greca – un prezioso approfondimento sulla sua attività scientifica. Se un appunto può essere mosso, esso riguarda non tanto la qualità dei testi in sé, quanto la scelta compiuta per questa antologia. Diversi saggi sono, infatti, già editi in inglese e dunque sono facilmente accessibili a un pubblico come quello tedesco, che generalmente legge quella lingua. Inoltre anche alcuni testi tradotti dal greco riassumono o riprendono il contenuto di saggi già apparsi in Germania. Questo rilievo non intacca comunque il giudizio positivo sul volume, che rappresenta un importante ausilio per chi voglia approfondire la storia dell'occupazione e della sua memoria attraverso le pubblicazioni di uno storico di assoluto rilievo.

Marcello Flores, Mimmo Franzinelli

Storia della Resistenza

Review by: Ruth Nattermann



Authors: Marcello Flores, Mimmo Franzinelli

Title: Storia della Resistenza

Place: Bari

Publisher: Laterza

Year: 2020

ISBN: 9788858133637

URL: https://www.laterza.it/index.php?option=com_laterza&Itemid=97&task=schedalibro&isbn=9788858133637

Citation

R. Nattermann, review of Marcello Flores, Mimmo Franzinelli, *Storia della Resistenza*, Bari, Laterza, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://arolisig.fbk.eu/issues/2021/2/storia-della-resistenza-ruth-nattermann/>

Die Resistenza bewegte sich bereits wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs in den Fokus der zeitgenössischen Historiographie. Für die junge italienische Republik stellte die Berufung auf Antifaschismus und Widerstand einen wichtigen Legitimationsfaktor dar, der die Kollaboration des faschistischen Regimes mit dem nationalsozialistischen Deutschland im öffentlichen Diskurs und in der Geschichtsschreibung lange Zeit auszublenden vermochte. Gleichzeitig verhinderte der übermächtige Mythos der Resistenza eine differenzierte Erforschung der sozialen, politischen und kulturellen Heterogenität der italienischen Widerstandsbewegung. Heutzutage steht ihre bedeutende Rolle auch im europäischen Vergleich außer Frage. Mitte der 60er Jahre bezeichnete der Philosoph Norberto Bobbio die Resistenza als die einzige europäische Widerstandsbewegung, die auf zweifache Weise für die nationale Befreiung kämpfte, indem sie sich sowohl gegen die deutschen Besatzer als auch die faschistische Diktatur im Inneren auflehnte. Das Standardwerk des Historikers Claudio Pavone *Una guerra civile* entwickelte diese Idee weiter und markierte damit Anfang der 90er Jahre einen Wendepunkt in der Geschichtsschreibung des italienischen Widerstands.[1].

Zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Befreiung haben nun zwei ausgewiesene Historiker einer jüngeren Generation, Marcello Flores und Mimmo Franzinelli, eine umfassende aktuelle Darstellung der «Storia della Resistenza» vorgelegt, die Inspiration aus den Thesen Bobbios und Pavones schöpft und gleichzeitig auf den zahlreichen Ergebnissen der italienischen wie internationalen Forschung der letzten dreißig Jahre aufbauen kann. Das Ziel der Studie, so die Verfasser, besteht in der Sichtbarmachung der charakteristischen Vielfalt des italienischen Widerstands, der ihn konstituierenden unterschiedlichen Beweggründe, Initiativen und handelnden Personen, die trotz uneinheitlicher Ideale und Praktiken auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten: die Wiedereroberung der Freiheit, den Sieg über die nationalsozialistischen Invasoren und die Zerstörung des faschistischen Erbes (S. XIV).

Die weitgehend chronologisch aufgebaute, mehr als sechshundert Seiten starke Studie spannt einen breiten Bogen vom «historischen Antifaschismus» der Vorkriegszeit und den Aktionen der Resistenza seit Beginn des Zweiten Weltkriegs, über den Waffenstillstand mit den Alliierten und die Entwicklung einer neuen antifaschistischen Opposition seit September 1943, bis zur Partisanenbekämpfung und den Massakern der deutschen Besatzer an der Zivilbevölkerung. Die Offensive Kesselrings und die Befreiung Italiens stehen im Zentrum des vorletzten Kapitels, während der letzte Teil den problematischen Umgang mit der faschistischen Vergangenheit im ersten Nachkriegsjahrzehnt thematisiert. Eine Reflexion über die Verdrängung deutsch-italienischer Kriegsverbrechen und das «moralische Erbe» der Resistenza beschließt das monumentale Werk.

Die Stärke der Untersuchung liegt vor allem in der Hervorhebung der involvierten Akteure und Akteurinnen, an denen sich der Verlauf der Untersuchung orientiert, ohne die gesellschaftlichen und politischen Strukturen aus dem Blick zu verlieren. Auf diese Weise kommen von der Forschung oft vernachlässigte, bis heute unbekanntere Aspekte und weniger offensichtliche Erscheinungsformen der Resistenza zum Vorschein. Neben berühmten antifaschistischen Protagonisten wie beispielsweise Ernesto Rossi und Ferruccio Parri

geben Flores und Franzinelli auch den sogenannten «italienischen Militärinternierten» eine Stimme, die aufgrund ihrer Weigerung, auf Seiten der RSI weiterzukämpfen, nach Deutschland deportiert wurden und dort Zwangsarbeit verrichten mussten.

Das aktive antifaschistische Engagement Primo Levis wiederum, der sich nach dem 8. September 1943 einer Partisanengruppe im Aostatal anschloss und seine Erinnerung an die folgeschweren Wochen dreißig Jahre später in der Erzählung «Gold» literarisch verarbeitete, thematisieren Flores und Franzinelli im Kontext der durchaus komplexen und selten heroischen Realität des zeitgenössischen Partisanenkampfs. Eine charakteristische «Undurchsichtigkeit» habe bis zum Frühjahr 1944 die Existenz Tausender junger Menschen geprägt, die als Gesetzlose in einem von der Historiographie schwer zugänglichen Niemandsland von «Solidarität und Verrat, Großzügigkeit und Feigheit» (S. 120) agierten.

Der zentralen Bedeutung von Frauen im italienischen Widerstand widmen die Autoren ein eigenes, materialreiches Kapitel. Die Studie distanziert sich damit explizit von der in der Widerstandsforschung jahrzehntelang praktizierten Marginalisierung von Akteurinnen. Auch in der Tradition der Resistenza selbst wurde das Konzept des Kampfes männlich konnotiert, um das Bild des heldenhaften Partisanen zu betonen. Flores und Franzinelli behandeln die Rolle von Arbeiterinnen in den Streiks von 1943, die Hilfe von Frauen für politische Häftlinge und die intellektuelle Arbeit im antifaschistischen Widerstand ebenso wie die Erfahrungen von Partisaninnen, die am bewaffneten Kampf teilnahmen und als Gefangene häufig größerer physischer und psychischer Gewalt ausgesetzt wurden als ihre Mitstreiter. Dass Frauen ihre Beteiligung in der Resistenza vor allem als «Demokratie-Labor» auffassten, spiegeln die Nachkriegskarrieren von Protagonistinnen deutlich wider, die als Politikerinnen und Mitglieder der verfassungsgebenden Versammlung den demokratischen Neubeginn Italiens entscheidend formten.

Der unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs einsetzenden Verdrängung der Verbrechen des deutsch-italienischen Bündnisses stellen Flores und Franzinelli die Partisanenprozesse der Nachkriegszeit gegenüber, deren zweifelhafte Methoden und Ergebnisse sie zurecht als Ausdruck der zeitgenössischen sozialen Konflikte und widerstreitenden, politisch aufgeladenen Erinnerungen an den Krieg werten. Anhand biographischer Fallbeispiele zeigen die Verfasser, wie in einer Zeit nationalen und internationalen Umbruchs die Erinnerung an die Resistenza integraler Bestandteil eines ideologischen Kampfs wurde, dem «Krieg der Erinnerung», wie ihn Filippo Focardi treffend bezeichnet hat.^[2]

Im öffentlichen Gedenken an die Resistenza ist häufig ihre heroische Dimension hervorgehoben worden, über die das moralische Vermächtnis des italienischen Widerstands jedoch eindeutig hinausreicht. Persönliche Verantwortung, der Glaube an eine universelle Gemeinschaft zwischen den Menschen und das Ideal eines vereinten, friedlichen Europas auf der Grundlage sozialer Gerechtigkeit sprechen in vielstimmiger Weise aus den letzten Briefen zum Tode Verurteilter. Sie bilden eine «schmerzliche wie hoffnungsvolle Erinnerung an diejenigen, die zum Aufbau unserer Gegenwart beigetragen haben» (S. 555), so Flores und Franzinelli in ihrem Resümee.

Die «Storia della Resistenza» kann schon jetzt als Standardwerk gelten. Die Studie besticht durch den kritischen Blick und das abgewogene Urteil der Autoren, die sich dem schwierigen und nicht selten politisch instrumentalisierten Thema des italienischen Widerstands auf differenzierte Weise annähern. Vergleichende und transnationale Perspektiven, etwa die Vernetzung zwischen italienischem und französischem Widerstand, hätten die weit über den nationalen Rahmen hinausgehende Relevanz der Resistenza stellenweise noch stärker sichtbar gemacht. Hervorzuheben ist die ausgezeichnete Auswahl von teilweise unbekannten Bildquellen und gedruckter Egodokumente, die in den Band aufgenommen wurden. Quellen, Forschungsdiskurse und überkommene Narrative werden kenntnisreich analysiert und kompetent zueinander in Beziehung gesetzt. Das Ergebnis ist eine engagierte, innovative und klar geschriebene Darstellung der italienischen Widerstandsbewegung, deren Akteure und Akteurinnen durch ihre dezidierte Ablehnung und Bekämpfung des Faschismus die Weichen für einen demokratischen Wiederaufbau Italiens wie Europas insgesamt stellten.

[1] C. Pavone, *Una guerra civile. Saggio storico sulla moralità nella Resistenza* Torino, Bollati Boringhieri, 1991.

[2] F. Focardi, *La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi* Roma-Bari, Laterza, 2005.

Antonio Varsori, Annalisa Urbano Mogadiscio 1948

Review by: Nicola Camilleri

Mogadiscio 1948

Un eccidio di italiani fra decolonizzazione
e guerra fredda



Authors: Antonio Varsori, Annalisa Urbano

Title: Mogadiscio 1948. Un eccidio di italiani fra decolonizzazione e guerra fredda

Place: Bologna

Publisher: Il Mulino

Year: 2019

ISBN: 9788815280251

URL: <https://www.mulino.it/isbn/9788815280251>

Citation

N. Camilleri, review of Antonio Varsori, Annalisa Urbano, Mogadiscio 1948. Un eccidio di italiani fra decolonizzazione e guerra fredda, Bologna, Il Mulino, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/mogadiscio-1948-un-eccidio-di-italiani-fra-decolonizzazione-e-guerra-fredda-nicola-camilleri/>

Cosa accadde dei territori che erano stati colonie italiane dopo la fine del dominio coloniale? Che tipo di rapporti politici ed economici si instaurarono tra le ex colonie e lo Stato italiano, divenuto una repubblica dopo l'esperienza drammatica del fascismo e del conflitto mondiale? Come gestì l'Italia, sconfitta in guerra, la sua decolonizzazione di fronte ad altri paesi europei e nel contesto della politica internazionale? Un libro recente ha affrontato alcune di queste domande prendendo in esame un evento poco noto, il cosiddetto eccidio di Mogadiscio, che occorre l'11 gennaio 1948 e vide morire circa cinquanta italiani e una decina di somali, e regalandone una lettura molto informata e ricca di sfaccettature.

Gli autori del volume sono Annalisa Urbano e Antonio Varsori. La prima, studiosa della storia politica e sociale dell'Africa specialmente negli anni della decolonizzazione, con una particolare competenza maturata nello studio della Somalia; il secondo, storico delle relazioni internazionali con un'illustre esperienza di didattica e ricerca nel campo della storia della politica internazionale, soprattutto del XX secolo. Dai profili dei due autori si evince già la caratteristica principale del volume, cioè la convergenza di due campi disciplinari diversi, perseguita tramite l'alternarsi di due sguardi, uno più vicino alle dinamiche sociali e politiche somale, l'altro maggiormente interessato a inserire queste nel contesto diplomatico.

Come è noto, la Somalia, già protettorato, poi colonia italiana, infine parte dell'Impero fascista dell'Africa Orientale Italiana, passò sotto il controllo della British Military Administration (BMA) dopo la vittoriosa campagna militare inglese durante la Seconda guerra mondiale. Spettò poi alle potenze vincitrici del conflitto decidere cosa ne sarebbe stato della Somalia così come delle altre colonie dell'ex Impero italiano – un compito tutt'altro che facile, tanto che si rese necessaria la costituzione di una commissione incaricata di sondare la volontà delle popolazioni locali. All'inizio le posizioni principali erano essenzialmente due: quella della Gran Bretagna, interessata, per ragioni strategiche, a sostituire l'Italia nei suoi ex possedimenti coloniali; e quella dell'Italia, intenzionata a 'ritornare in Africa' per non perdere prestigio internazionale e per riconciliarsi con i suoi ex possedimenti assecondando lo stereotipo, infondato, di un colonialismo italiano benevolo rispetto ad altri colonialismi europei. Queste due posizioni erano rappresentate dai più diversi uomini politici ma non solo, perché, nel caso italiano, a giocare un ruolo importante fu anche la comunità di ex coloni ancora residenti in Somalia dopo la fine del dominio coloniale. In aggiunta a ciò, di fronte alle rivendicazioni europee, la stessa società somala si articolava in maniera varia, dando vita a movimenti politici autonomi; tra questi, il più noto fu la Somali Youth League (SYL) con posizioni fortemente anti-italiane. Ad inserirsi nella discussione sulla destinazione delle ex colonie italiane vi furono anche le altre potenze vincitrici e agenzie internazionali, come l'ONU. Il libro riesce a inserire questo complesso gioco di interessi di politica internazionale nell'ancora più complesso scenario della nascente polarizzazione tra il blocco sovietico e il blocco atlantico. È soprattutto in quel contesto che si giocò la partita sul destino delle colonie italiane.

Ma perché si verificò l'eccidio di Mogadiscio e quali conseguenze ebbe, per citare il titolo, «fra decolonizzazione e guerra fredda»? Determinante fu la visita da Mogadiscio della succitata commissione, iniziata i primi di gennaio del 1948. Essa fu vista sia dalla SYL, sostenuta dagli inglesi, sia dai somali favorevoli invece alla presenza italiana come l'occasione per dare visibilità alle loro posizioni. Quando queste si associarono tuttavia ad aperte provocazioni, il dibattito si esacerbò in tal modo che la violenza fisica ebbe il sopravvento. In seguito a un attacco alla sede della SYL da parte dei somali filoitaliani, alcuni sostenitori della SYL reagirono colpendo mortalmente numerosi membri della comunità italiana (e alcuni somali), danneggiandone le proprietà e saccheggiandone i negozi. Le responsabilità della polizia e, in generale, della BMA nella gestione dei disordini divennero il principale capo d'accusa sul tavolo diplomatico tra Italia e Gran Bretagna. In effetti, il libro evidenzia l'inadeguatezza di entrambi i paesi di fronte alle esistenti tensioni interne alla società somala (p. 104). Nei tempi a venire le relazioni tra Italia e Gran Bretagna furono tesissime e solo le elezioni dell'aprile 1948 e il posizionamento italiano nell'aria atlantica ne modificarono il corso, determinando un lento riavvicinamento dei due paesi. La via verso compromesso fu spianata dagli Stati Uniti e dalla Francia e l'eccidio di Mogadiscio fu presto archiviato. La polarizzazione della Guerra fredda poneva sfide maggiori alle grandi potenze e la Somalia apparve presto alla Gran Bretagna un paese, nonostante tutto, poco meritevole di ulteriori attenzioni. Le condizioni erano ormai mature per l'instaurazione dell'Amministrazione Fiduciaria Italiana della Somalia che durò dal 1950 al 1960.

Il libro di Annalisa Urbano e Antonio Varsori analizza un periodo di tempo breve ma decisivo per gli sviluppi della politica mondiale del Novecento, e lo fa concentrando su uno luogo del Sud globale, decentrando così meritoriamente lo sguardo sulla Guerra fredda. Dell'eccidio di Mogadiscio è rimasto pochissimo nella memoria collettiva dell'Italia repubblicana: volentieri si sarebbe letto di più su questo vuoto. Tuttavia, per la varietà delle fonti utilizzate, il loro uso scrupoloso, la capacità di integrare lo sguardo locale e quello globale, questo volume è una lettura istruttiva per chiunque si interessi degli scenari globali che seguirono al colonialismo europeo.

Nicola Sbeti

Giochi diplomatici

Review by: Umberto Tulli



Authors: Nicola Sbeti

Title: Giochi diplomatici. Sport e politica estera nell'Italia del secondo dopoguerra

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2020

ISBN: 9788833132877

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132877>

Citation

U. Tulli, review of Nicola Sbeti, *Giochi diplomatici. Sport e politica estera nell'Italia del secondo dopoguerra*, Roma, Viella, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/giochi-diplomatici-umberto-tulli/>

Giochi Diplomatici di Nicola Sbeti è un contributo importante e originale alla vasta letteratura (per lo più in lingua inglese) relativa al rapporto tra sport e politica internazionale che, da un lato, affronta il difficile e per nulla scontato reinserimento dell'Italia nel sistema sportivo internazionale alla fine della Seconda guerra mondiale e, dall'altro, analizza il rapporto tra diplomazia sportiva del CONI e diplomazia ufficiale del governo italiano. Il tema è di particolare interesse perché, chiarisce l'autore, l'Italia fu l'unico paese vinto a godere di un veloce reinserimento nella comunità sportiva internazionale, nonostante l'evidente politicizzazione e «statalizzazione» delle istituzioni sportive italiane durante il regime fascista; le gravi difficoltà economiche che precludevano la possibilità di organizzare o partecipare a grandi eventi sportivi internazionali; lo scoppio della Guerra fredda; le difficoltà nella firma del Trattato di pace o nella definizione dei confini con l'Austria e, ancor di più, con la Jugoslavia.

Su questo sfondo si inseriscono dinamiche politiche, attori istituzionali e questioni ideologiche che favorirono il pieno reinserimento dell'Italia nel sistema sportivo internazionale, sancito poi dall'attribuzione della sessione del Comitato Olimpico Internazionale (CIO) del 1949 a Roma, e successivamente dei Giochi invernali del 1956 a Cortina e di quelli estivi del 1960 a Roma. Per chiarire come ciò sia stato possibile, Sbeti spiega sin dall'introduzione che il suo volume intende rispondere ad alcuni specifici interrogativi di ricerca: quali sono state le ragioni e le modalità del reinserimento dello sport italiano nella comunità sportiva internazionale? Quale è stato il rapporto tra istituzioni sportive e istituzioni politiche italiane? Quali sono state le coordinate e gli attori fondamentali della diplomazia sportiva italiana?

Le risposte a tali quesiti necessitano di un'analisi che, proprio come quella di Sbeti, prenda le mosse dal rapporto tra sport e politica.

Dopo un primo lungo, ma necessario, capitolo introduttivo che affronta le istituzioni sportive internazionali, la loro ideologia universalista, la loro rivendicazione di una presunta «apoliticità» e il loro rapporto con le istituzioni sportive e politiche nazionali, il volume segue il cammino dello sport italiano, dalla sua rinascita durante l'occupazione alleata, sino alla decisione del Comitato Olimpico Internazionale di assegnare le Olimpiadi invernali del 1956 a Cortina e quelle del 1960 a Roma. In poco più di quattrocento pagine, Sbeti sottolinea come la diplomazia sportiva italiana sia stata in grado di superare un breve e parziale periodo di quarantena internazionale per arrivare a una piena rilegittimazione nel consesso internazionale. Lo fece coscientemente, seguendo una strategia articolata, che passava tanto attraverso il dialogo con il CIO, e quello talvolta più difficile con le federazioni internazionali, quanto attraverso relazioni bilaterali con i paesi limitrofi (Svizzera, Francia, Austria), con gli Stati Uniti e con l'Europa centro-orientale. Il quadro che ne emerge è quello di una diplomazia sportiva parallela e autonoma rispetto alle iniziative del governo, di cui condivideva l'obiettivo generale (quello di un pieno reinserimento dell'Italia nella Comunità internazionale) e che, proprio per questo, non entrò mai in conflitto con le linee politiche del paese. Ovviamente, però, la diplomazia sportiva risentì molto dello stato delle relazioni diplomatiche del governo italiano: la firma del trattato di pace, lo stato delle relazioni con l'Austria prima e dopo la firma dell'accordo De Gasperi-Gruber, le tensioni con la Jugoslavia per il confine comune e il Territorio Libero di Trieste, nonché la divisione dell'Europa ebbero i propri riflessi anche per la diplomazia

sportiva italiana. Così come le tensioni sportive – ad esempio quelle legate al Tour de France del 1950 – ebbero un loro riflesso politico.

Tre idee appaiono particolarmente importanti.

La prima è il rapporto di continuità e discontinuità tra il sistema sportivo italiano di epoca fascista e quello repubblicano. Evitando toni apologetici o censori, Sbeti ripercorre le vicende del CONI a cavallo tra anni Quaranta e Cinquanta quando, sotto l'abile regia del socialista Giulio Onesti e con l'importante sponda politica di Giulio Andreotti, esso seppe reinventarsi e rilegittimarsi. L'autore affronta il problema spinoso dei membri italiani nel CIO, personalità legate al precedente regime fascista ma che trovarono collocazione e legittimazione anche a guerra finita; e quello, ancor più complesso, dei membri italiani negli organi direttivi delle Federazioni sportive internazionali. In buona sostanza, ciò che Sbeti afferma è che, depoliticizzando il CONI e affidandolo agli sportivi, Onesti riuscì non solo a salvare il CONI, ma anche a dare al Comitato italiano una nuova legittimazione politica tanto in Italia quanto all'estero.

Da qui muove la seconda idea centrale del volume: il rapporto tra politica e sport in Italia. Sbeti sottolinea più volte come il CONI sia stato un geloso custode della propria autonomia dalla politica italiana (grazie anche all'introduzione del Totocalcio che garantì introiti costanti e indipendenti da finanziamenti del governo), salvo poi cercare costantemente l'appoggio e il sostegno del governo per le sue principali iniziative.

La terza riguarda, invece, l'ideologia dello sport internazionale; una ideologia che si vuole universalista e apolitica. L'universalismo venne effettivamente valorizzato e sfruttato dallo sport italiano per favorire il proprio reinserimento anche se – come sottolinea l'autore – ciò risultò più facile per il reinserimento nel CIO che per la piena rilegittimazione degli italiani in alcune federazioni sportive internazionali. La presunta apoliticità dello sport, invece, fu a tutti gli effetti una ideologia politica utilizzata tanto dal CIO quanto dal CONI per legittimare in misura ancora maggiore il proprio ruolo e le proprie ambizioni.

A concludere i punti di forza del volume vi sono l'imponente e ricco scavo archivistico (per quanto possibile, perché – ricorda l'autore – la pessima condizione degli archivi italiani, e di quelli sportivi in particolare, preclude la possibilità di ricerche più approfondite), il puntuale spoglio della stampa dell'epoca e, soprattutto, una vasta conoscenza della letteratura e dei principali nodi interpretativi relativi al rapporto tra sport e politica), tutti elementi che conferiscono al libro solidità metodologica e coerenza interpretativa.

Petra Weber

Getrennt und doch vereint

Review by: Christoph Herkströter



Authors: Petra Weber

Title: Getrennt und doch vereint. Deutsch-deutsche Geschichte 1945–1989/90

Place: Berlin

Publisher: Metropol Verlag

Year: 2020

ISBN: 9783863314804

URL: <https://metropol-verlag.de/produkt/petra-weber-getrennt-und-doch-vereint/>

Citation

C. Herkströter, review of Petra Weber, *Getrennt und doch vereint. Deutsch-deutsche Geschichte 1945–1989/90*, Berlin, Metropol, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/getrennt-und-doch-vereint-deutsch-deutsche-geschichte-1945198990-christoph-herkstroter/>

The history of divided Germany was initially written as the history of two separate states until the 1980s and, from the 1990s onwards, inspired by Christoph Kleßmann's «asymmetrisch verflochtener Parallelgeschichte» (asymmetrically interwoven parallel history) as a history of relationships and interdependencies. Since then, more case studies and anthologies on cultural or political aspects have been published, striving for a more integrated writing of German contemporary history. Last year, Petra Weber published *Getrennt und doch vereint. Deutsch-deutsche Geschichte 1945-1989/1990*, a monumental monograph of almost 1,300 pages, which not only bundles the findings of diverse studies about German contemporary history and thus incorporates various research trends, but also aims at telling a thoroughly integrated history of divided Germany with an equal consideration of the Federal Republic of Germany (BRD) and the German Democratic Republic (DDR). In doing so, she presents the history of German division as a process of demarcations and dependencies, of commonalities and differences, without – as was often the case in the past – transferring West German patterns of organization and interpretation to East German history.

Weber's monograph, despite its comprehensive claim – thematically as well as temporally – is deliberately not intended to be a «Meistererzählung» (master narrative) and it is not based on a central thesis on German division or reunification. While this may seem odd at first glance, it offers the possibility of flexibility in the respective subchapters. This way, it achieves the art of summarizing current publications and trends in research, but also of connecting to the more specific research landscapes in each case.

Weber organized her monograph into several levels. First, she divided her study chronologically into three major chapters, introduced by a brief reflection on the immediate post-war period 1945-1948 and closed by an epilogical chapter on the reunification. Each of the three main chapters (respectively about the peak phase of the Cold War between 1948-1961, the détente and reform efforts of the 1960s and 1970s, and the 1980s) are then further dissected into five subchapters, which are initially devoted to political and diplomatic and then to economic, cultural and social aspects. On the one hand, this approach helps to achieve the goal of viewing German-German history in an integrated perspective, due to the possibility of looking at the aspects one at a time transnationally; on the other hand, the fact that political-historical issues are tackled in the first place and given more space means they are considered more relevant than cultural-historical ones by the author. This is not surprising, as Petra Weber has so far published mainly on the political history of the Federal Republic and the GDR. In such a perspective, a view «from above» dominates, but nevertheless, the author does not neglect the population in her observations and always addresses social, cultural and economic aspects. Weber effectively works out macro processes, while simultaneously bringing relevant, concrete examples, which contributes to the reading's allurements. For instance, she does not only address the fact that the court cases of the 1960s on National Socialist crimes were instrumentalized by the DDR to portray the BRD as the successor to the Third Reich, but also anecdotally points out that the Ministerium für Staatssicherheit (STASI) considered its own strategy a success, since between 1965 and 1968 allegedly more than 300 people in the BRD lost their jobs (p. 794).

Weber intends «to tell German-German history as a parallel, contrasting, comparative, perceptive and relational history», however without ignoring the differences between democracy and dictatorship and attempting to compare the incomparable (p. 15). Due to the bi-national approach of the volume, the German-German relations are also elaborated on, as characterized by demarcation and dependency. However, the perspective on the international integration of the two German states is partly missing. Certainly, the relationship between the BDR and the DDR was a special one, but the international interdependencies must also be considered in order to understand the relational development of the BDR and the DDR in relation to each other. Although the rather marginal consideration of international interdependencies could be seen as a weak point, it also must be emphasized that the international perspective is not the primary aim of Weber's publication, even though a multilateral view considering the relationships with the USA and USSR, as well as with the United Nations or Israel, might have further widened the perspective and thus avoided an overestimation of the German-German relations in some passages of the book.

Overall, publications such as this one are usually not only directed towards a scholarly audience, but also towards a broader readership and therefore, due to this hybrid character, they have to perform a balancing act between an easy-to-read text, free of presuppositions as much as possible, and the communication of new insights which can contribute to the advancement of the research field – a goal that has been achieved. Through a pleasant writing style, episodic retrospectives and interwoven explanations and digressions, Weber succeeds in telling the complex story of German division in an appealing and interesting way. Not least, the rather detailed table of contents and the index of persons are certainly helpful for those who actively work with the book, insofar as they help looking for specific parts or details.

With *Getrennt und doch vereint*, Petra Weber has presented a study that is not only interesting to read but succeeds in a difficult task: to survey and concisely summarize the broad field of research regarding divided German history with its now innumerable studies. Weber's precise research can already be seen in the over 125-page list of sources and literature, including newspaper reports, sources from the ministries, but also letters and more.

One of the few things this book is missing so far, is an English translation, so Petra Weber's great work receives the international attention it deserves and more academics and a broader readership can enjoy it. Besides important volumes such as Ulrich Herbert's *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert* or Mary Fulbrook's *A History of Germany 1918–2008: The Divided Nation* for an overview of German contemporary history in university teaching, Petra Weber's relevant book will probably have a permanent place on many seminar shelves in the future.

Francesco Bello

Diplomazia culturale e guerra fredda

Review by: Andrea Mariuzzo



Authors: Francesco Bello

Title: Diplomazia culturale e guerra fredda. Fabio Luca Cavazza dal Mulino al centrosinistra

Place: Bologna

Publisher: Il Mulino

Year: 2020

ISBN: 9788815286062

URL: <https://www.mulino.it/isbn/9788815286062>

Citation

A. Mariuzzo, review of Francesco Bello, *Diplomazia culturale e guerra fredda. Fabio Luca Cavazza dal Mulino al centrosinistra*, Bologna, Il Mulino, 2020, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/diplomazia-culturale-e-guerra-fredda-andrea-mariuzzo/>

L'autore presenta in questo volume gli esiti di una ricostruzione documentaria e storiografica alla quale lavora con profitto da alcuni anni, dopo il lavoro per la tesi di dottorato e la pubblicazione del volume di Fabio Luca Cavazza, *La Nuova Frontiera e l'apertura a sinistra. Il Mulino nelle relazioni politico-culturali tra Italia e Stati Uniti (1955-1963)* (Napoli, Giannini, 2018), di cui questa pubblicazione riprende e approfondisce alcuni temi centrali.

Tramite uno spoglio attento del ricco materiale documentario quasi completamente inedito di Fabio Luca Cavazza, uno dei più influenti organizzatori di cultura dell'Italia repubblicana, animatore principale fin dalla prima ora del gruppo di lavoro editoriale e culturale de «Il Mulino», Bello intende presentare, attraverso lo sguardo di un protagonista d'eccezione, alcune significative azioni della diplomazia culturale statunitense nel nostro paese nel torno di tempo, decisivo, della formazione della maggioranza di centrosinistra. Il tema è più delicato di quanto non sembri a prima vista, sia sul piano delle questioni storiche che tocca, sia su quello degli approcci storiografici e Bello dimostra la preparazione, la dimestichezza con documenti presi in considerazione e l'equilibrio interpretativo necessari per raggiungere risultati positivi.

Soprattutto, come sottolinea anche Leopoldo Nuti nella sua Prefazione, la scrittura di una biografia intellettuale (come questo lavoro almeno in buona misura è, pur non concentrandosi sull'intera traiettoria di vita di Cavazza) corre sempre il rischio dell'esagerazione in un senso o nell'altro, o attribuendo alla figura biografata una centralità quasi esclusiva che non aveva negli eventi che essa attraversa, o facendo dell'attenzione al percorso individuale un mero pretesto per seguire le vicende politiche e i dibattiti culturali coevi. Il volume riesce nel delicato compito di evitare di cadere in entrambe le trappole, utilizzando la documentazione di Cavazza per schiudere allo sguardo del lettore una serie di contesti in cui il suo protagonista è stato a vario titolo attore di rilievo, da quello dei complessi meccanismi della diplomazia culturale statunitense rivolta negli anni cruciali della guerra fredda a un paese centrale per le strategie euro-mediterranee di Washington, come era appunto l'Italia, a quello dei rapporti tra politica e cultura all'apogeo della «Repubblica dei partiti».

In particolare, attraverso lo sguardo di Cavazza e delle reti di relazione che egli riesce a costruire oltreoceano con la partecipazione al Foreign Leader Program, il piano di scambi culturali del Dipartimento di Stato americano rivolto a giovani potenziali *opinion leaders* e intellettuali di gestione, e da lì attraverso la prolungata collaborazione con le grandi fondazioni culturali per la crescita dell'apertura internazionale della rivista «Il Mulino» e della sua società editrice, il volume dipana il funzionamento profondo dello «state-private network» (per usare la fortunata espressione coniata ormai quasi un ventennio fa da W. Scott Lucas) che presiedeva alla diffusione del consenso verso gli Stati Uniti nel mondo occidentale. Un *network*, chiaramente, in cui nella parte statunitense convivevano e competevano interessi istituzionali e personali diversi e a volte contrapposti, visto il ruolo tutt'altro che sovrapponibile, sul piano della politica culturale dei comitati scientifici delle fondazioni Rockefeller e Ford e le «regole d'ingaggio» quasi belliche di personale

d'ambasciata e servizi segreti. E un *network* in cui il personale intellettuale dei paesi di destinazione della *cultural diplomacy* elaborata tra Washington e New York era accolto come interlocutore a pieno titolo nell'ambito di un processo di «negoziato» piuttosto che di trasmissione, messo a più riprese in evidenza per il caso francese da Frédéric Attal e soprattutto da Ludovic Tournès, e in questa sede opportunamente considerato.

Meritevole d'interesse è poi sicuramente anche il *côté* italiano della vicenda di Cavazza. Il ruolo del gruppo de «Il Mulino» come laboratorio ideale e programmatico delle prospettive riformatrici che presiedettero alla nascita del primo centrosinistra, spesso dato per assunto nella storiografia intellettuale italiana a causa della difficoltà a reperire documentazione di prima mano sulla vita interna della rivista e delle altre sue articolazioni, trova nel lavoro di Bello interessanti pezze d'appoggio documentarie e una migliore specificazione di alcuni aspetti. L'autore sottolinea soprattutto, prendendo in considerazione la produzione e la circolazione delle relazioni che Cavazza produceva e faceva circolare da un capo e dall'altro dell'Atlantico, l'importanza di un gruppo di lavoro a così stretto contatto con l'*establishment* politico e culturale statunitense per l'intermediazione di rapporti internazionali tra personalità e famiglie politiche, in un momento in cui le comunicazioni con gli USA erano ancora tutt'altro che immediate. Inoltre, la convinzione con cui gli ambienti de «Il Mulino», nella loro elaborazione, legavano la solidità del percorso riformatore di cui l'Italia aveva assoluto bisogno all'alba degli anni Sessanta con la partecipazione socialista alle responsabilità governative lascia trasparire dietro le quinte dello scenario ricostruito da Bello un oggetto storiografico ancora non ben distinto nella ricostruzione eppure di grande interesse: quello di un'alternativa riformatrice più moderata e «tecnocratica», avanzata nel principale partito di governo dalla componente dorotea e da settori vicini alle grandi aziende privato-pubbliche, che vedeva la modernizzazione italiana essenzialmente come un antidoto alle alleanze a sinistra.

In conclusione, il volume rappresenta un contributo di rilievo a temi storiografici, come le relazioni tra politica e cultura all'alba del centrosinistra e il complesso ruolo della diplomazia culturale degli USA nella gestione dei rapporti internazionali occidentali, che negli ultimi anni stanno vivendo un grande sviluppo e che trovano nella pubblicazione di Bello spunti di sicura originalità.

Costanza Calabretta

Rivoluzione pacifica e Unità

Review by: Teresa Malice



Authors: Costanza Calabretta

Title: Rivoluzione pacifica e Unità. Celebrazioni e culture della memoria in Germania (1990-2015)

Place: Roma

Publisher: Viella

Year: 2019

ISBN: 9788833132365

URL: <https://www.viella.it/libro/9788833132365>

Citation

T. Malice, review of Costanza Calabretta, *Rivoluzione pacifica e Unità. Celebrazioni e culture della memoria in Germania (1990-2015)*, Roma, Viella, 2019, in: ARO, IV, 2021, 2, URL <https://aro-isig.fbk.eu/issues/2021/2/rivoluzione-pacifica-e-unita-teresa-malice/>

Nella generale frammentazione geografica che si accompagna alla memoria e alla celebrazione degli eventi storici del 1989 europeo – determinato, quest’ultimo, da molti fattori e pertanto patrimonio di molti luoghi – vi è però un paese che più di ogni altro lo incarna: la Germania. Certo non senza difficoltà: se la presenza di una doppia statualità e l’esistenza di due sistemi politico-culturali contigui ma opposti per quarant’anni ha prodotto nel paese riunito una propensione a una sana cultura del dibattito (*Debattenkultur*), non mancano divisioni profonde, spesso peraltro antecedenti alla fondazione delle «due Germanie», uno dei cui campi di battaglia è ancora oggi, la cosiddetta *Erinnerungskultur*. Il termine, in uso nel contesto tedesco, sottolinea e comprende «tutte le forme pensabili del ricordo consapevole riguardo eventi, personalità e processi storici, siano essi di natura estetica, politica o cognitiva», prendendo in considerazione variegate rappresentazioni della storia da parte di molteplici attori (p. 13).

È questo il tema centrale del volume di Costanza Calabretta, scaturito da una ricerca di dottorato svolta presso l’Università degli studi “La Sapienza”, e condotta tra Roma e Berlino. Calabretta indaga tre date centrali del biennio 1989-1990 in Germania, analizzando mutamenti, dibattiti, cambiamenti di direzione nelle celebrazioni pubbliche di queste occorrenze dal 1990 al 2015. Le date esaminate sono il 3 ottobre, giorno della riunificazione nel 1990, o meglio dell’«adesione» (p. 41) della Repubblica Democratica alla Repubblica Federale; il 9 ottobre, giorno delle manifestazioni pacifiche a Lipsia e nell’ex DDR nel 1989; e il 9 novembre, data dell’abbattimento del Muro di Berlino, evento di grande impatto dal punto di vista visivo e simbolico, ma con ripercussioni concrete, sia sulla storia tedesca sia su quella mondiale.

Il libro si compone di cinque sezioni, organizzate in modo chiaro e sistematico. Ottima per l’inquadramento teorico e metodologico e per il focus sul tema – per nulla scontato – del rapporto tra storia e memoria, è l’introduzione, in cui l’autrice mette al corrente lettrici e lettori dei recenti e meno recenti dibattiti storiografici e sociologici circa feste nazionali, anniversari e giubilei nella tradizione tedesca. Al centro dell’attenzione è la complessa gestione della memoria sul piano istituzionale, affrontata con uno sguardo di lungo periodo che non si limita all’osservazione delle «due Germanie», ma che individua dinamiche conflittuali e non condivise in tutte le fasi della vita del paese, a partire dall’unità. All’introduzione segue un conciso prologo dedicato al 17 giugno, giorno della rivolta operaia e popolare in Germania orientale nel 1953, adottato come festa nazionale nella Repubblica Federale durante la Guerra fredda, e ai dibattiti circa la sua adeguatezza come commemorazione per la Germania unita.

Il cuore del volume è dedicato, tuttavia, ad un’analisi dettagliata delle tre date menzionate. L’autrice domina con competenza le relative discussioni, mettendo a fuoco le diverse posizioni e spostandosi agilmente tra i molteplici livelli, anche spaziali, del confronto: le piattaforme statali (il Parlamento, i partiti politici, la stampa a diffusione nazionale), ma anche quelle locali. Ad essere esaminate sono anche la declinazione del dibattito sulle celebrazioni nei Länder occidentali e orientali, e la percezione popolare delle festività. Di ogni data l’autrice studia gli eventi storici e il loro svolgimento, l’istituzione primigenia della ricorrenza e le relative discussioni, e l’evoluzione

delle stesse nel corso del tempo. Così ad esempio del 3 ottobre, ancora oggi festa nazionale, non senza controversie, vengono evidenziati sia i tentativi di trovare in essa un momento realmente unificante, sia i problemi connessi a un dibattito ancora molto permeato dalle logiche della Guerra fredda, in cui ai fiancheggiatori della festività si contrappongono i critici della stessa, tra cui i sostenitori dell'ipotesi dell' *Anschluss* – annessione – della DDR alla Repubblica Federale. Il 9 novembre viene invece raccontato, nel volume, come giorno «fatale» (*Schicksalstag*) della storia tedesca, in quanto non ricorda solo l'abbattimento del Muro, bensì la fine del Kaiserreich nel 1918, il fallito *Putsch* di Hitler nel 1923, e la «notte dei cristalli» nazista del 1938 (pp. 133-134). Tuttavia, anche la storia e la memoria del 9 ottobre sono analizzate dall'autrice nel loro potenziale divisivo, in quanto appartenenti all'esperienza specifica della cosiddetta «svolta» (*Wende*) – o meglio ancora «rivoluzione pacifica» (*Friedliche Revolution* – nella DDR (p. 31).

Il volume di Calabretta ha due enormi punti di forza. Da un lato apre a un campo di studi che in Italia è ancora, con poche eccezioni, quasi completamente inesplorato, quello interdisciplinare dei *memory studies*. L'autrice si addentra infatti con competenza non solo nei lavori storiografici specifici sulla Germania, ma anche in quelli sociologici, politologici e antropologici, sulle teorie relative all'uso della memoria. Molti dei maestri di questo filone – su tutti, ad esempio, Pierre Nora, Aleida Assmann e Bruno Groppo – sono citati e utilizzati nel libro. Per rendere il lavoro ancora più completo e innovativo rispetto a quanto già non sia, nel contesto italiano e in assoluto, sarebbe stato forse auspicabile introdurre anche ulteriori prospettive legate ai *memory studies*, come quella di Wulf Kansteiner, che molto ha scritto sulla rielaborazione del passato tedesco, soprattutto nazionalsocialista, ma anche su questioni teorico-metodologiche più generali.

Il secondo aspetto che colpisce è la completezza e sistematicità della trattazione, per il pubblico italiano, accademico e non, che si voglia avvicinare alla storia tedesca recente attraverso la lente della memoria pubblica. Sistematicità, tuttavia, che si può applicare anche al contesto tedesco, dove riflessioni sulle culture della memoria legate al biennio 1989-1990 sono molto presenti sul piano storiografico e nel dibattito pubblico, ma più nella forma di brevi articoli e altre pubblicazioni che non di volumi dedicati. La formazione binazionale della ricercatrice è un valore aggiunto, in questo senso, in quanto riesce ad arricchire il dibattito interno alla Germania con una prospettiva fresca ed esterna, ma anche a portare in Italia contenuti altrimenti difficilmente accessibili.

Partendo da queste considerazioni, ciò che forse avrebbe costituito un'ulteriore aggiunta ai molti pregi di questo lavoro è l'adozione di un approccio più valutativo rispetto al tema affrontato. Se la lettura è arricchita dalla molta documentazione utilizzata (di natura istituzionale, giornalistica, politica, accademica), dall'altro la voce dell'autrice pare a tratti dissolversi nel ricorso a così tante fonti, in un quadro in cui le questioni vengono ordinate, sviscerate e analizzate in modo rigoroso ed esaustivo ma il «tracciare le parabole» (p. 215) ostacola parzialmente il dispiegarsi della prospettiva di chi scrive. È vero tuttavia che la scelta di una distanza ben regolata nei confronti del tema è tutt'altro che controproducente, nella misura in cui gli studi sulla memoria e sulle celebrazioni costituiscono materia calda e attuale, in ragione della vicinanza temporale e del loro carattere di «storia presente». Nel complesso, dunque, Calabretta ha forse trovato un virtuoso giusto mezzo, indicando una strada percorribile a chi, nei confronti di *i memory studies*, è ancora scettico.

Il libro si chiude con il 2015, e con alcune domande aperte sul futuro delle politiche del ricordo, nonché sul ruolo di AfD e Pegida rispetto ad esse. A Calabretta il merito di averle individuate precocemente e di aver scritto un libro prezioso come base per ulteriori, future ricerche.